Österreichisch-Ungarische Revue.

Jahrgang XII.

1898. 1898.

Herausgegeben und redigiert

von

A. Mayer-Wyde.

23. Band, 1. Heft. -6

Wien.
Verlag der Österreichisch-Ungarischen Revue.
XVIII., Hans Sachs (vorm. Wildenmann)-Gasse 6.

Generaldebit für den ausländischen Buchhandel bei **Wilhelm Braumüller**, k. und k. Hof- und Universitätsbuchhändler, Wien und Leipzig.

Inhalt.

Titelblatt und Inhaltsverzeichnis zum 22. Bande werden dem nächsten Doppelhefte (2 3) beigegeben.

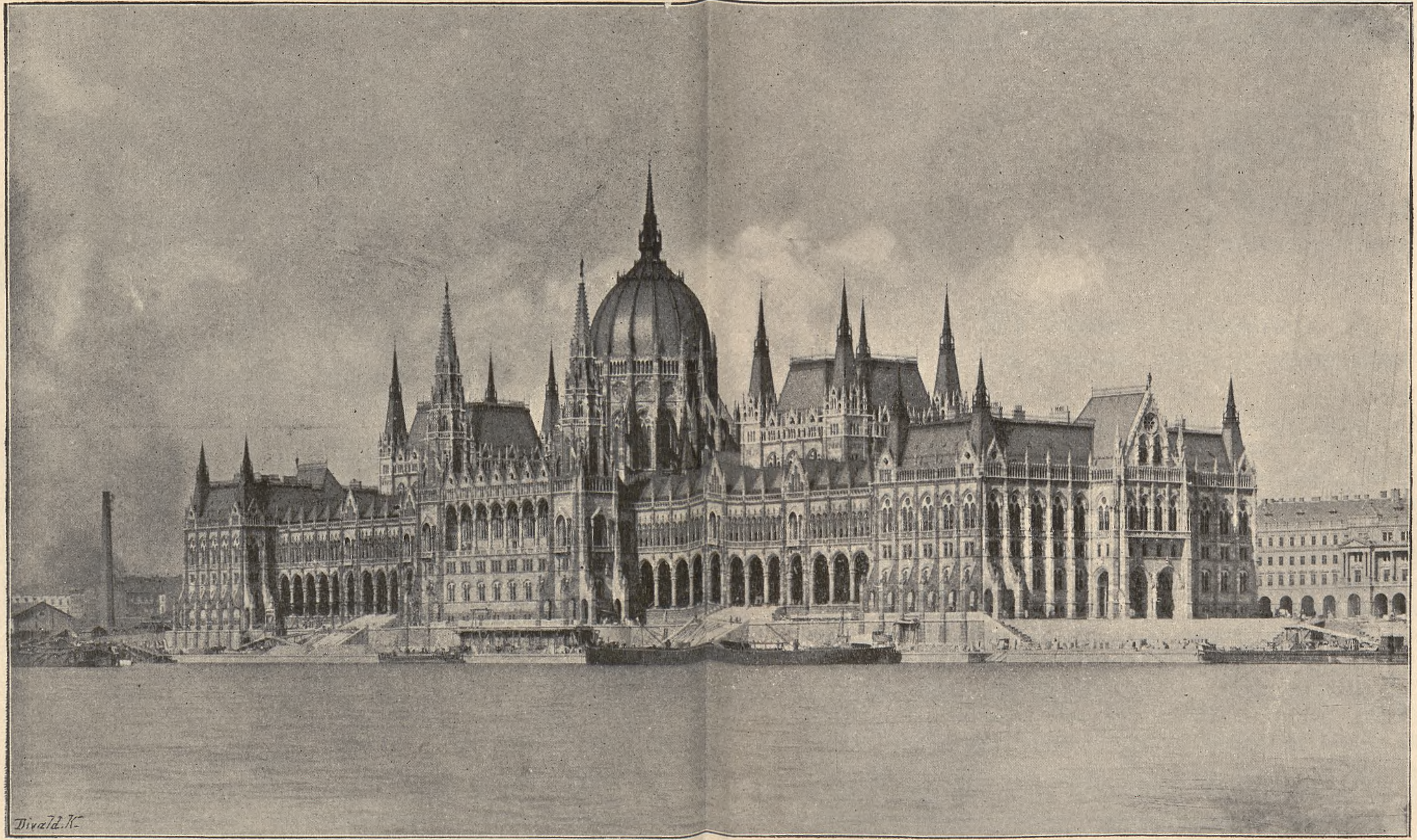
Ew. pp.!

Um möglichen Missverständnissen vorzubeugen, gibt sich die hochachtungsvollst Gefertigte die Ehre, an dieser Stelle zu constatieren, dass der mit vorliegender Nummer beginnende 23. Band der zweite des laufenden Jahrganges XII ist, mithin der neue Jahrgang (XIII., 1898/99) erst mit dem 24. Bande seinen Anfang nehmen wird. Gleichzeitig beehrt sich die hochachtungsvollst Gefertigte mit der Anzeige, dass die folgenden Hefte 2 und 3 in eine besonders starke Doppelnummer zusammengezogen zur Ausgabe gelangen, damit die während des verflossenen Quartals im Erscheinen des Jahrganges eingetretenen Verzögerungen thunlichst ausgeglichen werden (s. „An meine verehrten Leser!" Band 22, Doppelheft 4/5, Innenseite des Vorderumschlages).

Wien, am 1. Februar 1898.

Hochachtungsvollst:

Die Redaction.



Zu Seite 48.

Die Zigeuner in Ungarn.

Von **Prof. Dr. J. H. Schwicker,** Mitglied des ungarischen Reichstages.
Budapest.

Unter den Fragen der inneren Administration nimmt in Ungarn die „Zigeunerfrage" eine hervorragende Stelle ein; ja diese Frage bildet nicht nur eine wichtige Verwaltungsaufgabe, sondern bezeichnet zugleich ein schwieriges nationalökonomisches, sociales und humanitäres Problem, mit dessen Lösung Staat und Gesellschaft seit mehr als einem Jahrhundert sich beschäftigen, ohne das angestrebte Ziel erreicht zu haben. Dieses Ziel besteht eben darin, das Zigeunerwesen derart zu regulieren, auf dass die Zigeuner menschenwürdige, civilisierte Mitglieder der Gesellschaft, nützliche Bürger des Staates, treue Söhne der Nation und des Vaterlandes werden.

Die ersten ernstlichen Maßregeln zur Sesshaftmachung und Civilisierung des nomadenhaften Zigeunervolkes in Ungarn und Siebenbürgen wurden unter der Regierung der Kaiserin und Königin Maria Theresia getroffen. Die große Monarchin wandte ihre landesmütterliche Sorgfalt auch diesem verwahrlosten Volksstamme zu. Es ergieng an den königlich ungarischen Statthaltereirath die Aufforderung, über die Civilisierung der Zigeuner geeignete Vorschläge zu machen. Maria Theresia genehmigte unter dem 13. November 1761 die Anträge des Statthaltereirathes, welche hauptsächlich in zwei Punkten bestanden und zwar: 1. der nationale Name der Zigeuner solle in den der „Neubauern" oder „Neu-Ungarn" (Uj-magyarok) umgewandelt und

2. die Zigeuner sollen von ihrer nomadischen Lebensweise abgeführt und an feste Wohnplätze gewöhnt werden.

Zur Verwirklichung dieser Punkte, insbesondere des zweiten, genehmigte die Kaiserin-Königin unter dem 27. November 1767 eine Reihe von Maßregeln, deren wichtigste im Folgenden bestanden: Den Zigeunereltern sind ihre Kinder wegzunehmen und christlichen Bürgern und Landleuten zur Erziehung für den Handwerker- und Bauernstand zu übergeben. Die Pflegeeltern erhalten für ein Mädchen bis zu 10 und für einen Knaben bis zu 12 Jahren 12 fl., für ein Zigeunermädchen von 10 bis 14 Jahren 4 fl. als jährlichen Erziehungsbeitrag nebst der ersten Kleidung aus Landesmitteln angewiesen. Die Ehe einer Zigeunerin mit einem Zigeuner soll im allgemeinen verboten sein; wenn eine Zigeunerin aber mit einem Insassen (domiciliato subdito) sich verehelichen will, so muss sie ein Zeugnis beibringen, dass sie in dem Hause eines Edelmannes, Bürgers oder Bauern fleißig gedient habe und in den Grundsätzen der katholischen Glaubenslehre bewandert sei. Für diesen Fall soll der Zigeunerbraut eine Aussteuer von 50 fl. vom Ärar bewilligt werden. Knaben von über 16 Jahren sind bei sonstiger körperlicher Tauglichkeit zum Militär zu stellen, die schwächeren aber sowie Zigeunerknaben von 12 bis 16 Jahren überhaupt zur Erlernung eines Handwerkes anzuhalten. Deshalb ergieng auch eine Weisung an alle Handwerkszünfte, die Zigeuner als Lehrjungen künftig aufzudingen und handwerkskundige Erwachsene in ihre Mitte aufzunehmen.

Das passlose Wandern der Zigeuner von Siebenbürgen nach Ungarn oder von einem Comitat in das andere soll verboten und möglichst verhindert werden. Die Comitate und die Grundherrschaften sind verhalten, für die Ansässigmachung der Zigeuner in den betreffenden Ortschaften Sorge zu tragen. Zugleich wurde eine genaue Conscription der Zigeuner angeordnet.

Diese strengen Maßregeln wurden im Jahre 1773 noch verschärft. Keinem Zigeuner sollte die Erlaubnis zur Heirat ertheilt werden, bis er nachweisen könne, dass er imstande sei, Weib und Kinder gehörig zu ernähren; die gewaltsame Wegnahme der Kinder von ihren Zigeunereltern wurde neuerdings strengstens anbefohlen, und zwar mussten diese Kinder „von ihren Eltern, Anverwandten und übrigen Umgang derer Zigeuner entfernt" erzogen werden. Hiermit wurde auch an einigen Orten der Anfang gemacht; allein sowohl darin als in den sonstigen Maßnahmen blieben die erwarteten Erfolge aus, und eine

officielle Mittheilung vom Jahre 1776 sagt hierüber, dass „diese Anordnungen, obwohl sie die Wohlfahrt dieses Volkes selbsten als auch des Staates einzig und allein zum Zwecke hatten, dennoch bei dem größten Theile desselben wenig fruchten wollten". Dazu kam, dass die Ausführung der Befehle im allgemeinen von Seite der Comitate und der Städte nur lässig betrieben worden war.

Noch radicaler sollte die Zigeunerfrage durch Kaiser Josef II. gelöst werden. In dessen Hauptregulativ vom 9. October 1783 heißt es: Die Zigeuner haben sich in der Religion unterrichten zu lassen und ihre Kinder frühzeitig zur Schule zu schicken. Sie müssen fleißig, besonders an Sonn- und Feiertagen, zur Kirche gehen, sich gewissen Seelsorgern unterwerfen und nach deren Vorschriften leben. Ihre Kinder dürfen auf Straßen und Gassen nicht nackt umherlaufen und so Ärgernis geben; ebenso dürfen in ihren Wohnungen die Kinder nicht mehr ohne Unterschied des Geschlechtes beieinander schlafen. Die Ansiedlung der Zigeuner in Wäldern oder unter Zelten ist zu verhindern, und es sind dieselben in Orten des waldlosen Landes zum Ackerbau anzuhalten. Die Zigeuner sollen nur dem Ortsrichter (und nicht ihren Wojwoden) unterstehen. Die Kinder der Zigeuner sind vom vierten Lebensjahre an wenigstens alle zwei Jahre unter die benachbarten Ortschaften zu vertheilen, und es haben die Pfarrer und Schullehrer auf deren Unterricht in den Schulen bedacht zu sein. Das Wandern ist den Zigeunern verboten, selbst an bereits „regulierte" (ansässige) Zigeuner dürfen zum Besuche der Jahrmärkte oder sonst in Fällen ausgewiesener Nothwendigkeit nur unter besonderen Vorsichten Pässe ertheilt werden.

Das Halten von Pferden zum Zwecke des Verkaufes ist den Zigeunern nicht gestattet. Die Zigeuner sollen die Kleidung und Sprache der Bewohner, in deren Orte sie sesshaft sind, annehmen. Der Gebrauch der Zigeunersprache ist bei Strafe von 24 Stockstreichen untersagt. Gleiche Strafe trifft diejenigen, die das Fleisch gefallener Thiere verzehren. Auch ist den Zigeunern streng verboten, ihre Namen zu wechseln; ihre Häuser müssen ordentlich numeriert werden. Zigeuner dürfen fernerhin untereinander keine Ehe eingehen; Zigeunerpaare, die sich für verehelicht ausgeben, müssen ihre Trauungsscheine vorweisen.

Die Stuhlbehörden haben über die Lebensweise der Zigeuner in ihrem Bezirke monatlich Bericht zu erstatten. Die Erlaubnis zur Ausübung des Schmiedehandwerkes ist nur auf Grund behördlich nachgewiesener Nothwendigkeit oder doch Nützlichkeit zu ertheilen; auch die

musicierenden Zigeuner sind zu beschränken, das Betteln ist überhaupt zu verbieten. Arbeitsfähige sind selbst mit strengen Mitteln zur Arbeit anzuhalten, und die Ortsobrigkeit hat sorgfältig darauf zu sehen, dass kein Zigeuner seine Zeit mit Müßiggang zubringe. Die Grundherren sollen den Zigeunern in ihren Gebieten ein gewisses Stück Land zum Anbau anweisen; denn zur Landwirtschaft sind die Zigeuner vor allem anzuhalten. Wer seine Feldarbeit nachlässig betreibt, ist mit Leibesstrafen zu züchtigen. Die ihre Wohnsitze oder Dienstplätze verlassen, sind als Vagabunden zu behandeln und in ihre Zuständigkeitsorte zurückzuführen. Die zurückgebliebenen Kinder entlaufener Zigeuner sollen wie Waisen versorgt werden.

Die Zeitgenossen Maria Theresias und Josefs priesen diese Anordnungen zur Civilisierung der Zigeuner in überschwenglicher Weise und voll der schönsten Hoffnungen. Die Erfahrung hat gezeigt, dass die angeordneten Maßregeln den gewünschten Erfolg nicht gebracht haben. Die Ursachen des Misserfolges lagen wohl größtentheils im Wesen und Charakter der Vorschriften und Maßregeln selbst, sodann in der Art ihrer Durchführung. Das gewaltsame Wegnehmen der Kinder war für die Zigeuner, die eine zärtliche Liebe zu ihren Kindern besitzen, nicht weniger grausam als das Verbot der Heirat untereinander. Dieses Verbot setzte das Zigeunerthum geradezu auf den Aussterbeetat. Auch das Verbot des Gebrauches ihrer Volkssprache mussten die Zigeuner tief empfinden, nicht minder die Einschränkungen in der Ausübung der ihnen angenehmsten Erwerbszweige (des Pferdehandels, des Schmiedehandwerkes, der Musik u. a.). Ungemein lästig fiel den Zigeunern der Zwang zum Ackerbau, für den der Zigeuner gar keine Neigung und keine Eignung mitbringt, sowie die Nichtgestattung selbst kleinerer Ortswechsel.

Die Zigeuner wehrten sich denn auch gegen diese aufdringlichen und drakonischen Civilisierungsmaßnahmen. Sie verließen die für sie erbauten Wohnhäuser und zogen vor, in Hütten, Höhlen oder Zelten zu hausen; bei der Wegnahme der Kinder kam es zu den ergreifendsten, stürmischesten Scenen; die an einzelne Bürger und Bauern vertheilten Zigeunerjungen entliefen ihren Pflegeeltern und flüchteten zu ihren Stammesgenossen zurück. Zur Arbeit konnten sie nur gewaltsam verhalten werden; sobald die Aufsicht nur im geringsten nachließ, ergaben sie sich dem süßen Nichtsthun u. s. w.

Alle Nachrichten bezeugen es, dass auch die josefinischen schärferen Verordnungen ungeachtet ihrer Wiederholung die Zigeunerfrage

nicht zu lösen vermochten, wenngleich nicht geleugnet werden kann, dass an einzelnen Orten, wo eine einsichtige Localbehörde waltete, die Ansässigmachung der Zigeuner und deren Civilisierung einige Fortschritte machten. Allein in den meisten Gegenden und Ortschaften behalfen sich die betreffenden Behörden damit, dass sie die Zigeuner aus ihrer Gegend oder Ortschaft hinauswiesen und den Nachbarn zutrieben, die natürlich auf ähnliche Art verfuhren. Dass eine solche ununterbrochene Hetzjagd die Zigeuner für die Segnungen der Civilisation nicht zu gewinnen vermocht hat, liegt auf der Hand.

Wie oben angedeutet, hatte man schon im Jahre 1767 eine Conscription der Zigeuner angeordnet; diese Anordnung wurde jedoch erst in der Jahren 1780 bis 1783 viermal durchgeführt. Da wir auf die Ergebnisse jener Zählungen weiter unten zurückkommen, so begnügen wir uns hier mit der Angabe der bloßen Thatsache und fügen nur bei, dass auch in der nachjosefinischen Zeit die behördlichen Vorschriften über die Zigeuner noch wiederholt erneuert worden sind; allein im ganzen geriethen diese Verordnungen in Vergessenheit, und die Zustände des Zigeunerthums blieben die alten.

In Siebenbürgen, wo der Hauptsitz des Zigeunervolkes von jeher gewesen, wurde das josefinische Regulatorium ebenfalls nur zum Theile durchgeführt. Hier befasste sich übrigens die Landesgesetzgebung bereits im Jahre 1747 mit dem Romvolke. Damals beschloss der siebenbürgische Landtag Verfügungen, um die Zigeuner an feste Wohnsitze zu gewöhnen, doch musste er sie im Jahre 1791 erneuern und verschärfen. Die Folge davon war ein stärkeres Ausschwärmen der Zigeunerkarawanen in das eigentliche Ungarn, wo sie das Nomadenleben weit leichter fortsetzen konnten.

Freilich hatten auch diese Bemühungen sowie die nachfolgenden polizeilichen Verordnungen und Verfügungen bei den Zigeunern keinen Erfolg. Durchgreifende, planmäßige Colonisierungs- und Ansiedlungsversuche geschahen indessen nicht weiter, obwohl in den Jahren von 1850 bis 1860 hier und da die theresianischen und josefinischen Anordnungen und Vorkehrungen neuerdings hervorgeholt und in Anwendung gebracht worden sind. Für die Wanderzigeuner war die strengere Polizeiwache der Gendarmerie eine bedrohliche Gefahr, der sie mit unglaublichem Respect aus dem Wege zu gehen sich bemühten. Die Regierung suchte durch Errichtung von Zigeunerschulen den Samen der Gesittung unter dieses Volk auszustreuen. Auch einzelne katholische Geistliche bemühten sich, das wilde und verkommene Zigeuner-

wesen zu gesittetem Leben zu erziehen. Aber alle diese Veranstaltungen hatten weder Erfolg noch Bestand.

In neuester Zeit griff die ungarische Regierung abermals auf das Beispiel der Zeiten Maria Theresias und Josefs II. zurück, um im Verordnungswege und mit Zwangsmitteln dem Vagabundieren der Zigeuner Einhalt zu thun. Nach dem Erlasse des k. ungarischen Ministeriums des Innern vom 9. Juli 1867 wird allen Municipalbehörden des Landes ernstlich aufgetragen, das Herumstreifen der Zigeunerhorden strengstens zu verhindern. Der Befehl war leichter ertheilt als vollzogen, und so blieb denn hier das meiste im alten Zustande, welcher aber für die übrige Bevölkerung je länger desto unerträglicher werden musste.

Denn die Zigeuner sind in Ungarn und Siebenbürgen allerdings an zahlreichen Orten sesshaft geworden und haben bürgerliche Beschäftigungen angenommen, allein ein beträchtlicher Theil dieses Volkes lebt heute noch in leichterbauten Hütten oder in Erdlöchern und Höhlen oder unter luftigen Zelten, um den zeitweiligen Aufenthaltsort oft ohne sichtbaren Grund rasch und mühelos verlassen und die elende Heimstätte für kurze Frist anderwärts aufschlagen zu können. Man begegnet solchen Karawanen häufig an den Verkehrsadern des Landes, wo sie die mehr abgelegenen Feldwege den frequenten Straßen vorziehen, um ihre mageren Gäule leichter auf fremden Äckern weiden zu können. Zeitweise pilgern Zigeunertruppen mit Kind und Kegel und mit ihren Karren durch Städte und Märkte, stets von der Polizei überwacht und begleitet, nirgends im Orte über Nacht geduldet, vom Volke mehr gefürchtet und gescheut als verachtet. In manchen Gegenden bilden sie eine wahre Landplage, und die Comitate haben bei Regierung und Reichstag wiederholt um die endliche Regelung der Zigeunerfrage gebeten.

Die Dringlichkeit einer solchen Regelung wurde auch zu keiner Zeit verkannt, nur war man in den leitenden Kreisen so über das eigentliche Ausmaß und Ziel wie über die Mittel und Wege dieser Regulierung der Zigeuner nicht im klaren. Die mehr als hundertjährigen Erfahrungen hatten gelehrt, dass mit Verordnungen, mit Polizei- und anderen Zwangsmaßregeln die Frage nicht gelöst werden könne; es bedeutet demnach einen entschiedenen Fortschritt in der Auffassung des Problems, wenn die ungarische Regierung nach reiflicher Erwägung den Entschluss gefasst hat, zur Bewerkstelligung einer allgemeinen und radicalen Regelung der Zigeunerfrage vor allem

sich eine genaue und sichere Kenntnis der numerischen und der demographischen Zustände jenes Volkes zu verschaffen.

Über Aufforderung des damaligen k. ungarischen Ministers des Innern, Karl Hieronymi, unterbreitete die Direction des k. ungarischen statistischen Landesbureaus unter dem 6. December 1892 einen Vortrag, in welchem das Bureau die Hauptmomente des Entwurfes der Conscriptionsmodalitäten motivierte und besonders die Nothwendigkeit dessen hervorhob, dass die Aufnahme überall auf einmal durchgeführt werde und das Bureau mit den Stuhlrichtern und Bürgermeistern unmittelbar verkehre.

Der Minister genehmigte die Vorschläge des Bureaus und richtete unter dem 15. December 1892 an alle Comitatsmunicipien und Municipalstädte eine Circularverordnung, mit welcher er für den 31. Januar 1893 die genaue Zählung sämmtlicher in Ungarn befindlicher Zigeuner anbefahl. Den betreffenden Municipalbehörden wurde strengstens aufgetragen, alle Bedingungen zum Gelingen der Zählung vorzubereiten und insbesondere darauf zu achten, dass die Zählung im ganzen Lande an einem und demselben Tage geschehe, da sonst bei der Wandernatur der Zigeuner viele aus der Conscription wegbleiben, viele aber doppelt gezählt würden. Sollte wegen der großen Anzahl der Zigeuner in einer Gemeinde die Zählung an einem Tage nicht beendigt werden können, so seien dort die Zigeuner auch mit Brachialgewalt daran zu verhindern, dass sie vor Beendigung der Zählung weiter ziehen, oder dass neue Karawanen die Gemarkung der Gemeinde betreten.

Die Conscription geschah mittelst individueller Zählblättchen, und da die Zusammenstellung nicht nur einen administrativen, sondern auch einen nationalökonomischen und demographischen Zweck verfolgte, so war den Aufschreibern und den controlierenden behördlichen Organen eine Reihe solcher Fragen gestellt, deren eingehende und sachgemäße Beantwortung ein möglichst getreues Bild der gesellschaftlichen Lage, der Lebensweise, der Vermögens- und Beschäftigungsverhältnisse der Zigeuner zu bieten vermochte. Umfassende, klar verständliche Instructionen gaben ausreichende Weisungen, deren Befolgung jedoch durch den Gegenstand selbst mit mancherlei Schwierigkeiten verbunden war.

Das Zigeunerthum wurde auch bei den bisherigen allgemeinen Landesvolkszählungen (in den Jahren 1851, 1880 und 1890) berücksichtigt; aber diese Zigeunerzählungen konnten nicht befriedigen, weil

sie sich nahezu ausschließlich auf jenen Theil des Volkes beschränkten, der sich noch der zigeunerischen Muttersprache bedient oder dem Wanderzigeunerthume angehört. Die „sesshaften" und die längere Zeit an einem Orte verweilenden Zigeuner wurden in der Regel nicht mehr als „Zigeuner" betrachtet. Hat doch auch bei der speciellen Zigeunerconscription im Jahre 1893 kein geringeres Municipium als die ungarische Haupt- und Residenzstadt Budapest selbst trotz der wiederholten Aufforderungen des Ministers die Mitwirkung verweigert unter dem Hinweise, dass in der Zeit der Conscription im Weichbilde der Stadt sich „keine Wanderzigeuner" aufgehalten haben, somit keine Conscription derselben bewerkstelligt werden konnte.

Die Zählung und die Zusammenstellung der gemeindeweisen Ausweise fand übrigens sonst im Lande vorschriftsmäßig statt, und die sorgfältige Revision des an das statistische Landesbureau eingelangten riesigen Materiales bot die Überzeugung, dass die Aufnahme im allgemeinen befriedigend, ja zum Theile ganz tadellos durchgeführt war. Das statistische Landesbureau betrachtete es nun als seine Pflicht, dieses ebenso umfassende als wertvolle Material für die Zwecke der Administration und der Wissenschaft aufzuarbeiten. Als die Frucht dieser Arbeit liegt ein Folioband vor unter dem Titel: „Die Resultate der am 31. Jänner 1893 in Ungarn durchgeführten Zigeunerconscription. Mit fünf graphischen Tafeln. Im Auftrage des k. ungarischen Handelsministers redigiert und herausgegeben vom k. ungarischen statistischen Landesamt" (Budapest 1895).[1])

Die Publication zerfällt in zwei Abtheilungen, von denen die eine das in tabellarischer Form zusammengestellte und aufgearbeitete statistische Material umfasst, die andere aber dieses Ziffernmaterial durch Bemerkungen, Erörterungen und Schlussfolgerungen wissenschaftlich und praktisch erläutert und verwertet. Die wissenschaftliche Aufarbeitung ist das Werk des als Ethnologen und besonders als Pfleger der Zigeunerkunde wohlbekannten Professors Dr. Anton Herrmann in Budapest. Es war diese Verwertung des gesammelten Materiales umso wichtiger und dankenswürdiger, als man es hier wohl mit dem ersten Versuche einer systematischen und genauen ethno-demographischen Aufnahme einer in halbwildem Zustande befindlichen, jedenfalls

---

[1]) Der Text der Publication ist in ungarischer und deutscher Sprache verfasst; auffallend erscheint es, dass der Titel des Werkes nur ungarisch angegeben ist, wodurch der Bezug des Buches und die Berufung auf dasselbe wesentlich erschwert werden.

in sehr primitiven Verhältnissen lebenden Rasse zu thun hat. Dem jetzt vorliegenden soll zur Ergänzung noch ein zweites Elaborat folgen, welches die Vergangenheit der ungarischen Zigeuner, die wichtigeren Verfügungen der Staatsgewalt, der Municipien und der Gesellschaft im Interesse der Regelung und Verbesserung der Lage der Zigeuner und die zu gleichem Zwecke früher vorgenommenen Zählungen derselben auf ähnliche Weise wie in der gegenwärtigen Publication behandeln soll. Erst diese Arbeiten bieten dann eine Grundlage, von der in Ungarn die endgiltige Regelung der Zigeunerangelegenheit mit der Aussicht auf sicheren Erfolg ausgehen kann.

Nach obigen orientierenden Vorbereitungen wollen wir in den folgenden Abschnitten die Hauptergebnisse der am 31. Januar 1893 stattgefundenen Zigeunerzählung in Ungarn (ohne Croatien und Slavonien, doch mit Siebenbürgen) mittheilen sowie die wichtigsten Momente andeuten, welche sich daraus für die genauere Kenntnis dieses Volksstammes ergeben.

Wir haben bereits angegeben, dass die Conscription der Zigeuner durch die Kaiserin-Königin Maria Theresia angeordnet worden war; die Durchführung der Verordnung erfolgte aber erst im Jahre 1780 und wurde dann noch in den Jahren 1781, 1782 und 1783 wiederholt. Allein diese Zusammenschreibungen waren im Grunde sehr mangel- und lückenhaft und boten nicht einmal hinsichtlich der Anzahl der Zigeuner verlässliche Auskunft. Das Ungenügende dieser Zigeunerzählungen geht schon daraus hervor, dass sie sich nur auf das eigentliche Ungarn mit Croatien und Slavonien beschränkten, dagegen den Hauptsitz der Zigeuner, Siebenbürgen und die Banater Militärgrenze, ganz außeracht ließen.

Nach diesen Conscriptionen zählte man

im Jahre 1780 . .	43.609	Zigeuner
„ „ 1781 . .	38.512	„
„ „ 1782 . .	43.772	„
„ „ 1783 . .	30.241	„

„Diese Schwankungen in den Ziffern," so schrieb ich in meinem Buche „Die Zigeuner in Ungarn und Siebenbürgen", [1]) S. 63, „erklären sich daraus, dass bei der Conscription die verheirateten Weiber in der Regel nicht verzeichnet wurden; ebenso hatte man im Jahre

[1]) Karl Prochaska, Wien und Teschen 1883, gr.-8., 187 S.

1783 die bereits in feste Wohnsitze und Lebensweise übergegangenen ‚Neubauern‘ nicht mehr als ‚Zigeuner‘ betrachtet. Dass die Ansässigmachung der ‚Neubauern‘ größtentheils eine bloß illusorische war, unterliegt keinem Zweifel.“ Die Fluctuationen im Seelenstande der Zigeuner in den einzelnen Comitaten und Städten dauerten ungeschwächt fort. Wo die Strenge der Behörden schärfer wurde, dort entzogen sich die schlauen Zigeuner deren Folgen durch Auswanderung in ein benachbartes oder entfernteres Comitat, in welchem die Obrigkeit weniger pflichteifrig war. Was hierbei von der Zuverlässigkeit der amtlichen Beschreibungen zu halten war, darüber geben wir nur ein Beispiel. Ein amtlicher Bericht des Pressburger Comitates aus dem Jahre 1776 meldet, dass die Regierungsverordnungen hinsichtlich der Zigeuner „im ganzen Comitate“ durchgeführt seien. Die ebenfalls amtlichen Conscriptionen der Zigeuner aus diesem Comitate weisen jedoch für die Jahre 1780 bis 1783 einen Status von 1674, 1656, 1680 und 1633 „nicht angesiedelte“ Zigeuner aus.

Übrigens hatte man schon bei diesen Zigeunerzählungen unter Kaiser Josef II. nebst den Aufzeichnungen der individuellen Zahlen die Nachweise über das Geschlecht, den Familienstand, die Lebens- und Ernährungsart, die Wohnungs- und Beschäftigungsverhältnisse der Zigeuner zu erlangen gesucht.[1])

Nach dem Jahre 1783 gab es bis zum Jahre 1851 keine Conscription der Zigeuner, und man musste sich mit bloßen Annahmen und Vermuthungen begnügen. Die amtliche Volkszählung vom Jahre 1851 verzeichnete für das eigentliche Ungarn 18.864, für die serbische Wojwodschaft und das Temeser Banat 11.440, für Siebenbürgen 52.665 und in der k. k. Armee 800, also insgesammt 83.769 Zigeuner. Der ungarische Statistiker A. Fényes berechnete im Jahre 1867 die Zahl der Zigeuner für das eigentliche Ungarn (mit dem Banat) auf 33.000, für Siebenbürgen auf 58.000, für Croatien und Slavonien und die Militärgrenze auf 4500, somit für das ganze ungarische Königreich auf 95.500 Köpfe.

Die Volkszählung in Ungarn vom 1. Jänner 1880 ergab für Ungarn-Siebenbürgen 75 911, für Croatien-Slavonien 1499 und für die Militärgrenze 1983, zusammen 79.393 Zigeuner. Bei dieser Zählung wurde die einbekannte zigeunerische Muttersprache als ausschlaggebendes Kriterium des Zigeunerthums angenommen. Danach er-

---

[1]) Vgl. darüber Czörnig, „Ethnographie der österreichischen Monarchie“, III. Bd., und meine „Zigeuner in Ungarn“, S. 65 ff.

scheint jedoch die obige Ziffer keineswegs als zutreffend für die wirkliche Anzahl der damals vorhandenen Zigeuner. Wie ich schon seinerzeit bemerkt habe, [1]) darf man behaupten, dass „die Zigeunersprache

[1]) Vgl. „Die Zigeuner in Ungarn und Siebenbürgen", S. 81.

nur sehr ausnahmsweise von Nichtzigeunern gesprochen werde. Wer also dieser Sprache kundig ist, kann (mit verschwindenden Ausnahmen) auch ethnologisch zu dem Zigeunerstamme gerechnet werden. Nun gab es im Jahre 1880 insgesammt 15.010 Personen, die zwar das Magyarische, Deutsche, Rumänische, Slovakische u. a. als ihre Muttersprache bekannten, außerdem aber auch noch der Rom- oder Zigeunersprache kundig waren". Danach stellte sich die Zahl der Zigeuner auf 94.403 Seelen; rechnet man außerdem die im Jahre 1880 des Sprechens noch nicht kundigen Zigeunerkinder in der Anzahl von 2800 hinzu, so dürfte man die Gesammtzahl der Zigeuner auf 97.200 Seelen setzen, was gegen das Jahr 1851 eine Zunahme von 13.500 Seelen oder 16% bedeutet.

Die Volkszählung vom 31. December 1890 hatte den numerischen Bestand der Zigeuner in Ungarn (und Siebenbürgen) mit 91.603 Seelen, also etwas höher als im Jahre 1880 angegeben, in welch letzterem Jahre die Erwachsenen und die sprachkundigen Kinder der Zigeuner zusammen nur 78.711 betragen haben; aber die Zählung vom Jahre 1890 zog ebenfalls bloß diejenigen in Betracht, welche das Zigeunerische als ihre Muttersprache bekannt hatten.

Diese Zählungsbasis muss jedoch vom Standpunkte der Wissenschaft und der Administration als unzulänglich bezeichnet werden. Wer die Sprache als das alleinige Kriterium zur Bestimmung des Volksthums, der nationalen Zugehörigkeit und ethnischen Verwandtschaft einzelner Individuen oder ganzer Stämme oder Völkerschaften nimmt, der geräth gar oft in die sonderbarsten Widersprüche. Denn er muss dann die Mehrzahl der Irländer und Schotten als „Engländer", die afrikanischen Neger in Nordamerika als zur „anglo-amerikanischen" Rasse gehörig betrachten. Das ethnische Wesen des heutigen Judenthums lässt sich danach überhaupt nicht construieren, denn in unserer Monarchie allein gibt es Juden mit den verschiedensten Muttersprachen und danach den verschiedensten Nationalitäten zugehörig. Das k. ungarische statistische Landesbureau folgte demnach nur einer richtigen Einsicht, wenn es bei der Zigeunerzählung außer der Volks- und Muttersprache noch andere Kriterien zur Bestimmung des Zigeunerthums in Vorschlag brachte, welche auch bei der Conscription berücksichtigt wurden.

Die Zigeunerzählung vom Jahre 1893 erstreckte sich demzufolge auf alle jene Volkselemente, deren Zigeunerthum irgendwie nachweisbar war, also nicht bloß auf diejenigen, deren Zustand besondere administrative, wirtschaftliche und polizeiliche Verfügungen erforderlich macht, d. i. auf die stets oder meistens wandernden Zigeuner und auf diejenigen ständig ansässigen, deren Lebensverhältnisse und Lebensführung die Intervention der Staatsgewalt und der Gesellschaft noch immer nöthig erscheinen lassen, sondern auch auf die Elemente, welche schon ganz mit der civilen und civilisierten Gesellschaft verschmolzen sind, sich von der übrigen Bevölkerung weder in der Lebensweise noch in der Erwerbsart, weder in Bezug auf Bildung noch auf Sitten, höchstens nur durch eine anthropologische Nuance unterscheiden. Diese Verallgemeinerung, welche auch vom Standpunkte der Verlässlichkeit und des technischen Gelingens der Zählung erforderlich war, begegnete gleichwohl erheblichen Schwierigkeiten, da bei den behördlichen Organen wie bei den civilisierten Zigeunern große Abneigung vorwaltete, das Zigeunerthum noch bei letzteren Elementen anzuerkennen und zu verzeichnen. Besagter Umstand bildete ja das Hauptmotiv in der Ablehnung der Conscription von Seite der Haupt- und Residenzstadt Budapest. Nach dieser Auffassung soll das Zigeunerthum einzig und allein an Uncultur und Nomadenthum gebunden sein, also einen bloß culturellen und socialen Zustand darstellen, nicht aber ein besonderes Volksthum oder eine eigene Rasse bedeuten.

Man kann es nur lobenswert finden, dass die Regierung und das statistische Landesbureau keiner solchen unwissenschaftlichen Auffassung huldigten. Die erzielten Resultate rechtfertigen auch in vollem Maße die beobachtete Zählungsmethode. Diese war überdies noch dadurch gekennzeichnet, dass sie mittelst individueller Zählblättchen (für das männliche Geschlecht benützte man weiße, für das weibliche blaue Blättchen) erfolgte und so die Garantien der Correctheit vermehrte.

Was nun die Zählungsergebnisse anbelangt, so constatierte die Zigeunerzählung vom Jahre 1893 im Widerspruche mit allen bisherigen officiellen Angaben für Ungarn (mit Siebenbürgen, doch ohne Croatien und Slavonien) die überraschend große Anzahl von 274.940 Zigeunern, d. i. dreimal so viel als die allgemeine Volkszählung vom Jahre 1890 mit nur 91.603 Zigeunern, deren Vorhandensein hauptsächlich auf Grund der zigeunerischen Muttersprache nachgewiesen worden war. Zieht man ferner in Betracht, dass auch die letzte Zi-

geunerzählung von 1893 nachweisbare Mängel und Lücken hat, so kann man die Gesammtzahl der Zigeuner in Ungarn auf rund 280.000 Seelen setzen.

Die Zählung von 1893 unterschied drei Kategorien der Zigeuner: ständig ansässige, längere Zeit verweilende und Wanderzigeuner. Diese Dreitheilung ruht jedoch, wie das statistische Landesbureau selber einräumt, auf schwankendem Grunde, namentlich „der länger an einem Orte verweilende Zigeuner ist von dem wandernden Zigeuner nicht immer leicht und sicher zu unterscheiden". Ich habe in meinem Buche „Die Zigeuner in Ungarn und Siebenbürgen", S. 109, nur „ansässige" und „nomadisierende" Zigeuner unterschieden und zu den letzteren auch diejenigen gezählt, welche zeitweilig (oft jahrelang) an einem Orte wohnen, dann aber ihre Hütten abbrechen und einen anderen Halteplatz aufsuchen. Unsere Vorlage möchte die „länger an einem Orte verweilenden" als im Übergangsstadium zur Sesshaftmachung befindliche Zigeuner betrachten. Diese Anschauung erscheint mir nicht ganz zutreffend, weil ja zu gewisser Jahreszeit, z. B. im Winter, auch der entschiedene Wanderzigeuner „länger an einem Orte verweilt". Aber selbst die sesshaften oder „ständig ansässigen" Zigeuner ergreift nicht selten der Wandertrieb; sie verlassen Haus und Hof und ergeben sich wieder dem unsteten Wanderleben.

Wir geben also nur unter obigen Vorbehalten die numerische Theilung der Zigeuner nach den drei Kategorien. Danach entfallen von der Gesammtzahl der conscribierten 274.940 Zigeuner nicht weniger als 243.432, d. i. beinahe $^{9}/_{10}\%$ auf die „ständig ansässigen", 20.406 oder $7^{1}/_{2}\%$ sind „länger an einem Orte verweilende", und bloß 8938 oder $3^{2}/_{10}\%$ sollen eigentliche Wanderzigeuner sein. Man wird indessen der Wirklichkeit weit näher kommen, wenn man das fluctuierende Zigeunerelement der beiden letztgenannten Kategorien in eins zusammenfasst und so die Zahl der Nichtsesshaften mit mindestens 30.000 Seelen annimmt.

(Schluss folgt.)

Der Österreichische Lloyd.

Von D. F—T.

Seltener als in jedem anderen Großstaate Europas ist bei der Bevölkerung Österreichs ein ausreichendes Verständnis für eine der wichtigsten Institutionen des Weltverkehres, d. i. für seine Handelsmarine vorhanden, und erwähnt man z. B. deren bedeutendsten Repräsentanten, die „Dampfschiffahrtsgesellschaft des Österreichischen Lloyd", so erweckt dieser Name nicht immer jene Vorstellung, welche der Wirklichkeit entspricht: die eines Verkehrsorganismus mit einer Flotte von beiläufig 70 Dampfern, mit einem Fahrtennetze, dessen Fäden einerseits bis nach Japan, andererseits bis Südamerika langen, mit einem kleinen Heer von Bediensteten (3500 Personen zu Land und zur See und außerdem circa 2000 Arbeiter) und einem systematisch angelegten Kreise von Agenten, Vertretern und Correspondenten, die sich auf Europa, Asien, Afrika und Australien vertheilen, und die mit den Interessen des Lloyd auch die vaterländischen Interessen wahren.

Es ist sogar eine Erfahrungsthatsache, dass — ohne unseren Landsleuten daraus einen Vorwurf zu machen — die Bedeutung des Österreichischen Lloyd als eines nicht zu übersehenden Factors des Weltverkehres in richtigerem Maße von den Engländern, Franzosen und Italienern anerkannt wird als — nemo propheta in patria — von den Connationalen, und nur die wenigen Österreicher, die sich in den fernen Colonien angesiedelt oder eine weitere Seereise nach dem Osten unternommen haben, würdigen jenes Institut in verdienter Weise. Die Ursache dieser Erscheinung hängt mit der Binnenlage Österreichs und seiner verhältnismäßig geringen Küstenentwicklung zusammen. Je ausgedehnter die Küstenstrecke eines Landes ist, desto mehr seiner Bewohner haben direct oder indirect theil an der Schiffahrt, dem Seehandel, dem Weltverkehre, wodurch das Interesse an denselben verbreitet und verallgemeinert wird.

Österreichs größter Hafen Triest liegt vom Centrum der Monarchie weit entfernt, überdies verbindet ein mächtiger Binnenwasserweg die industriereichen nördlichen Provinzen unserer Monarchie mit den nördlichen Meeren und lenkt nach jener Seite Verkehr und Interesse ab. Alle diese Umstände tragen dazu bei, die Wichtigkeit des größten österreichischen Schiffahrtsunternehmens zu verkennen, und es ist daher

stets ein patriotisches Beginnen, wenn man unseren Landsleuten durch eine unparteiische Ausführung über das Wesen des Österreichischen Lloyd die richtige Beurtheilung seiner Bedeutung und Tragweite naherückt.

Der Österreichische Lloyd blickt auf sechs Jahrzehnte einer intensiven Wirksamkeit zurück. Er wurde im Jahre 1836 unter der Ägide des Staatskanzlers Fürsten Metternich und unter der Mitwirkung des Hauses S. M. von Rothschild durch C. L. von Bruck u. a. ins Leben gerufen, nachdem drei Jahre vorher unter dem gleichen Namen (Österreichischer Lloyd) eine Vereinigung von Assecuranzgesellschaften gegründet worden war, die es sich zur Aufgabe gestellt hatte, Kaufleuten und Versicherern genaue Nachrichten über Handel und Schiffahrt der Haupthafenplätze zugänglich zu machen.

Es ist lehrreich, bei den Anfängen des Lloyd etwas länger zu verweilen und dann dieselben mit den jetzigen Verhältnissen der Gesellschaft zu vergleichen. Dieser Vergleich wie die ganze interne Geschichte des Unternehmens sind ein Beweis, dass es nicht nur bemüht war, mit der Entwicklung des Handels in der österreichischen Monarchie Schritt zu halten, sondern dass es auch vielfach durch Eröffnung neuer Linien die Initiative zur Erweiterung des Außenhandels ergriff.

Der bescheidene Beginn zur Herstellung einer Flotte von brauchbaren Handelsfahrzeugen wurde mit dem in England gebauten Raddampfer „Erzherzog Ludwig“ gemacht. Er traf am 12. April des Jahres 1837 in Triest ein. Seine Größe und sein Tonnengehalt waren beiweitem geringer als die des kleinsten Dampfers der gegenwärtigen Flotte des Lloyd. Am 16. Mai 1837 eröffnete er die Levanteschiffahrt und berührte die Häfen von Ancona, Corfu, Patras, Piräus, Syra, Smyrna und Constantinopel. Er brauchte zu dieser Reise 15 Tage, die nunmehr von den Lloyddampfern in 6 Tagen zurückgelegt wird. Bis zum Ende des Jahres 1837 wurden im ganzen sieben Schiffe in den Dienst gestellt, und der erste Jahresbericht gab das nachfolgende Bild von der Thätigkeit der Gesellschaft:

Jahr	Zahl der Schiffe	Brutto-Tonnengehalt	Zahl der Reisen	Zahl der zurückgelegten Meilen	Zahl der Reisenden	Betrag der Geldsendungen Gulden	Waren in q
1836/37	7	1777	87	43.652	7967	3,934.269	5383

Die Fahrten beschränkten sich auf die Häfen der Levante und zwar Constantinopel und Alexandrien, die der Lloyd in den folgenden Jahren geradezu als seine Domäne betrachten konnte, und thatsächlich war er durch mehr als drei Jahrzehnte der einzige Culturträger des Westens für jene Gegenden und hat in seinem Wirkungskreise die so rückständigen Verhältnisse des Orients günstig beeinflusst. Nebst dem Verkehre nach der Levante wurde ein solcher im adriatischen Meere eingerichtet und zwar einerseits von Triest nach Dalmatien, andererseits über Venedig bis Ancona.

Der Darstellung vom allmählichen Aufschwung des Lloyd vorgreifend, mögen hier zwei Ziffernreihen platzfinden, welche hinsichtlich des ganzen durch sechs Jahrzehnte durchmessenen Wegs der Entwicklung dieses Unternehmens eine beredte Sprache führen.

Jahr	Zahl der Schiffe	Brutto-Tonnengehalt	Zahl der Reisen	Zahl der zurückgelegten Meilen	Zahl der Reisenden	Betrag der Geldsendungen Gulden	Waren in q
1836/37	7	1.777	87	43.652	7.967	3,934.269	5.383
1896	74	148.382	1.238	1,979.812	260.565	58,695.000	7,707.826

Wie man ersieht, hat sich die Zahl der Fahrzeuge bis Ende 1895 verelffacht, und gleichzeitig hat sich der durchschnittliche Tonnengehalt derselben von circa 250 Tonnen auf circa 2000 Tonnen gehoben, d. h. die jetzigen Dampfer sind im Mittel ungefähr achtmal so groß als die des ersten Betriebsjahres. Die Zahl der Reisen für jedes Schiff hat sich von 12 auf 17 erweitert, die von jedem Schiffe durchmessenen Meilen haben sich von 6236 auf 26.755 gehoben, d. h. die jetzigen Dampfer durchlaufen in der gleichen Zeit einen viermal längeren Weg. Die Frequenz der Reisenden ist für jede Reise von 91 auf 220 und die Ausnützung einer Tonne des Bruttogehaltes jedes Schiffes von 3 q auf 52 q pro Jahr gestiegen.

Der Entwicklungsgang der Gesellschaft bis zu dem Maße der gegenwärtigen Leistung war selbstverständlich kein gleichförmiger.

Nach einem ungestörten Aufschwunge in den ersten zehn Jahren, zu deren Ende sich die Fahrtenzahl der Schiffe vervierfacht, die Zahl der Reisenden verzwanzigfacht hatte, die Zahl der Agenten von 26 auf 44 und der der Angestellten der Gesellschaft von 207 auf 1049 gestiegen war, fand die junge Gesellschaft im kritischen Jahre 1848 Gelegenheit, ihre Widerstandsfähigkeit zu documentieren. Krieg, Bürgerkrieg, Cholera in der Levante, ein ungemein strenger Winter, eine

Blockade in Triest, all das gieng an ihr ohne Erschütterung vorüber, und nach dieser Belastungsprobe konnte die Überzeugung platzgreifen, dass die Prosperität des Unternehmens gesichert sei.

Umso rascher kamen nach dieser Depression die Erholung und das Vorwärtsschreiten, dem wirtschaftlichen Principe entsprechend, dass nach den Einschränkungen, die sich Handel und Industrie während einer unproductiven Epoche auferlegen, ein neues Aufblühen folgt. In dem zweiten Jahrzehnt nahm der Lloyd relativ den höchsten Aufschwung auf allen Gebieten seiner Thätigkeit. Während er im Jahre 1846 nur 20 Schiffe besaß, hatte sich bis 1856 der Flottenstand auf 68 Fahrzeuge gehoben, und dieser Ziffer correspondierten alle übrigen Resultate. In besagte Dekade fällt auch die Entstehung des Lloydarsenals in der Bucht von Muggia, das, mit einem Aufwande von circa 5 Millionen Gulden erbaut, sich heute noch als ein Musterinstitut seiner Art präsentiert. Die Ursache dieser sprungweisen Entwicklung bildete nebst den oben angeführten Gründen der Umstand, dass der Ausbau der Südbahnstrecke bis Triest erfolgte und die Güterzufuhr nach dem Hafen wesentlich erleichterte. Allein die wechselnden politischen Verhältnisse übten ihren Rückschlag neuerdings auf die Gesellschaft aus. Der Ausbruch des Krieges im Jahre 1859 lähmte den Verkehr, und nach seiner Beendigung traten jene verheerenden Begleiterscheinungen auf, die seither nach jedem solchen Ereignisse für den Seeverkehr charakteristisch geworden sind. Die kriegführenden Mächte erwerben zu Zwecken des Truppen- und Materialtransports stets eine Reihe von Handelsdampfern, die nach dem Friedensschlusse billig abgegeben und dem Seehandel zugemittelt werden. Dadurch etabliert sich eine große Concurrenz, welche die Frachtraten auf das niedrigste Niveau, ja sogar bis unter den Kostenpreis hinabdrückt. Dies war der Fall nach dem Kriege von 1859. Zu diesem Übel kam noch der Umstand, dass der Lloyd in jener Epoche gezwungen war, sein Schiffsmaterial den Ansprüchen der Zeit gemäß umzugestalten. Als nämlich der Lloyd entstand, war die Beförderung der Reisenden und der Post seine Hauptaufgabe. Die gewaltige Umwälzung jedoch, die zu Ende der Fünfzigerjahre im Handelsverkehre durch den Ausbau der Eisenbahnen und durch die Errichtung vieler neuer Dampfschiffslinien sich vollzog, wies darauf hin, den Warentransport als Hauptzweck des Unternehmens zu betrachten. Das System der hölzernen Raddampfer musste verlassen werden, und die eisernen Schraubendampfer mit großem Fassungsraum und größerer Schnelligkeit traten an ihre

Stelle. Das Princip des Massentransportes von Gütern zu niedrigen Frachten trat in Kraft, und die Prosperität mufste in dem billigen Betrieb mittelst vervollkommneter Maschinen, die bei geringerem Kohlenverbrauche eine größere Arbeitsleistung darboten, gesucht und gefunden werden.

Die Eröffnung des Suezcanales am 17. November 1869 bedeutete einen neuen Abschnitt im Seeverkehre Europas überhaupt und in dem des Lloyd speciell.

Schon im Jahre 1848 errichtete die Gesellschaft behufs Wahrung der Handels- und Verkehrsinteressen Agentien in Aden, Bombay, Madras, Calcutta, Batavia, Singapore, Ceylon, Manilla, Canton und Hongkong. Von der Wichtigkeit dieser vom Lloyd organisierten Verbindungen für den Handel Österreichs durchdrungen, und um denselben den thunlichsten Schutz angedeihen zu lassen, übertrug die Staatsverwaltung die Führung der in Bombay, Madras, Calcutta, Singapore und Batavia errichteten k. k. Consularagentien den besoldeten Agenten des Lloyd. Mit der Durchstechung des Isthmus von Suez war der Moment gekommen, der Handelsflagge Österreichs im fernsten Osten Geltung und Ansehen zu verschaffen, und die Gesellschaft zögerte nicht, auch nach jenen Gegenden den einheimischen Handel zu fördern, indem sie eine directe Linie nach Bombay eröffnete. Seit der ersten Fahrt nach diesem Hafen am 31. Jänner 1870 ist ein Vierteljahrhundert verflossen, und mit Befriedigung kann der Lloyd auf die Dienste zurückblicken, welche er während der genannten Zeit der heimischen Industrie und dem Handel geleistet hat. Es ist ihm dabei nicht leicht geworden, in Ostindien und weiter nach dem Osten hin festen Fuß zu fassen, er mufste sich jede Etappe geradezu durch Opfer erkämpfen. Vielfache Hindernisse hatte die Gesellschaft hierbei zu überwinden. Das größte lag in der starken Concurrenz seitens mächtiger Dampfschifffahrtsgesellschaften, die seit Jahrzehnten, von ihren Regierungen mit Ausdauer und in der nachdrücklichsten Weise durch hohe Subventionen unterstützt, sich in Indien und China wie im eigenen Hause gerierten und das Erscheinen eines Wettbewerbers wie der Lloyd als eine Usurpation wohlerworbener Alleinrechte betrachteten, die man sich um jeden Preis zu erhalten suchen müsse. Ja das Vorgehen der ersten und mächtigsten dieser Compagnien trug schon den Charakter offener Feindseligkeit an sich. Das Anlegen eines der Lloyddampfer in einem Hafen Indiens und namentlich Chinas genügte dem Agenten jener Gesellschaft, die Frachtraten derart zu werfen, dafs die Absicht offen

dalag, dem Lloyd die Lust gründlich zu verleiden, in jenen Gegenden als Concurrent auftreten zu wollen. Zu diesem Treiben gesellten sich die Schwierigkeiten, die in den beträchtlichen Kosten so weiter Reisen, in der starken Abnützung des Materiales und in den häufigeren großen Reparaturen der Schiffe bestanden. Sämmtliche Schwierigkeiten wirkten umso nachtheiliger, als lange Jahre hindurch der ungünstige Zustand des Frachtenmarktes anhielt. Dessenungeachtet beharrte der Lloyd auf dem eingeschlagenen Wege, erstreckte zu Ende der Siebzigerjahre seine Fahrten nach Colombo, dann nach Singapore und zu Beginn der Achtzigerjahre bis Hongkong. Seither hat die Gesellschaft auch dem aufblühenden Handel Japans ihre Aufmerksamkeit zugewandt und ihre regelmäßigen Reisen bis dahin ausgedehnt.

Das stete Bestreben, seinen Wirkungsbereich zu erweitern, veranlasste den Lloyd, auch die Beziehung nach dem Westen einem eifrigen Studium zu unterwerfen, und er glaubte in der regen Kaffeeeinfuhr aus Südamerika und in dem bedeutenden Import der dortigen Naturproducte nach Europa genügende Motive zu besitzen, um den Verkehr mit diesen Küsten anzubahnen. Nach einigen Versuchsfahrten Mitte der Achtzigerjahre, die allerdings wenig ermunternde Resultate lieferten, gelang es, den Verkehr erfolgreicher zu gestalten und eine regelmäßige Linie dahin zu etablieren, welche die Häfen Pernambuco, Bahia, Rio de Janeiro und Santos berührt.

Den Tendenzen des österreichischen Handels entsprechend, hat sich die Actionssphäre des Lloyd bis heute auf vier geographische Gebiete vertheilt, nach welchen von Triest aus ein regelmäßiger Schiffahrtsdienst unterhalten wird, und zwar ist es

der adriatische Dienst nach Istrien und Dalmatien,

der Levante- und Mittelmeerdienst nach Albanien, Griechenland, der europäischen und asiatischen Türkei, den Küsten des Schwarzen Meeres, Syrien und Ägypten,

der indo-chinesische Dienst nach Britisch-Indien, Holländisch-Indien, China und Japan und

der brasilianische Dienst nach Südamerika.

Im Zusammenhange mit der vorstehenden Darstellung über die räumliche Expansion der Gesellschaft mag eine Tabelle hier platzfinden, welche den Entwicklungsgang des Lloyd von Jahrzehnt zu Jahrzehnt mit Bezug auf seine Transportfähigkeit zeigt.

Jahr	Zahl der Schiffe	Brutto-Tonnengehalt	Zahl der Reisen	Zahl der zurückgelegten Meilen	Zahl der Reisenden	Betrag der Geldsendungen Gulden	Waren in q	Anzahl der Pakete
1836.37	7	1.777	87	43.652	7.967	3,934.269	5.383	5.787
1846	20	6.310	717	334.495	124.985	31,827.160	133.769	36.357
1856	68	35.258	2.114	928.833	364.167	86,320.632	1,253.857	53.209
1866	64	45.513	1.422	976.171	251.537	107,245.939	1,502.112	42.726
1876	68	72.113	1.318	1,257.695	283.799	149,442.400	4,407.475	55.633
1886	86	124.341	1.526	1,802.756	230.168	93,588.053	5,920.387	38.362
1896	74	148.382	1.238	1,979.812	260.565	58,695.000	7,707.826	49.504

Bis zum Jahre 1886 sind Zahl und Tonnengehalt der Schiffe stetig gestiegen. In den letzten zehn Jahren hat die Schiffszahl abgenommen bei gleichzeitiger Vermehrung des Gesammt-Tonnengehaltes der Flotte, woraus ersichtlich ist, dass an Stelle der zum Abbruch oder Verkauf gebrachten kleineren Fahrzeuge große Schiffe angeschafft wurden. Die Zahl der Reisen hält sich seit vier Jahrzehnten auf ziemlich gleicher Höhe, dagegen hat sich die Zahl der zurückgelegten Seemeilen mehr als verdoppelt, woraus erhellt, dass bedeutend weitere Reisen unternommen werden.

Die Frequenz der Reisenden zeigt sehr wechselnde Ziffern, der Durchschnitt hält sich seit 15 Jahren auf 1/4 Million, meistens diese Zahl übersteigend.

Der Betrag der Geldsendungen zeigt seit Ende der Siebzigerjahre eine constante Verminderung; es stellt sich dies als eine Folge der geregelten Banquierverbindungen mit dem Osten dar, die es überflüssig machen, effectives Geld in Versandt zu bringen.

Eine fortschreitende Zunahme von Jahr zu Jahr zeigt die Rubrik der transportierten Güter, während die Anzahl der verschifften Pakete stetigere Ziffern aufweist.

❦

Die Prosperität von Unternehmungen wie der Österreichische Lloyd hängt von einer ganzen Reihe von Umständen ab, die jedoch nur selten in günstig beeinflussendem Sinne alle zusammenwirken; es ist daher das Nutzergebnis ein wechselndes.

Die Gefahren des Meeres finden ihren Ausdruck in einer Reihe von Schiffsunfällen, über deren Häufigkeit die Statistik grundlegende

Ziffern aufgestellt hat. Der Österreichische Lloyd hat, was den Verlust von Schiffen betrifft, seit Jahrzehnten diesen statistischen Durchschnitt nicht überschritten, und mit Bezug auf den Verlust von Menschenleben kann er auf den glücklichen Umstand hinweisen, ein vollständig weißes Blatt zu besitzen, da infolge von Dampferunfällen der Gesellschaft noch kein Passagier sein Leben eingebüßt hat.

Eine weitere Quelle von Beeinträchtigungen, die außer dem Bereiche der Abwendbarkeit liegen, sind die in der Levante und in Indien auftretenden Seuchen mit den in ihrem Gefolge einhergehenden Contumazen und Quarantänen, welche den Seeverkehr ungemein behindern. Insonderheit ist das östliche Becken des Mittelmeeres, wo der Lloyd seine stark befahrenen Routen hat, ein perennierender Seuchenherd, und es vergehen selten zwei Jahre, dass nicht Ägypten oder Syrien oder die Türkei und Griechenland von der gefürchteten Cholera heimgesucht werden. Unverweilt treten dann die sanitären Vorsichtsmaßregeln in Kraft, welche diese Staaten gegeneinander mit aller Strenge handhaben; es sind dies fünf- bis zehntägige Contumazaufenthalte für jene Schiffe, welche aus den Häfen der verseuchten Länder nach den Häfen der noch seuchenfreien gehen, und da der Lloyd die Verpflichtung hat, die regelmäßigen Itineräre dessenungeachtet einzuhalten, so muss er eine entsprechend größere Anzahl von Schiffen auf diesen Linien einstellen, was mit einem bedeutenden Kostenaufwande verbunden ist. Glücklicherweise hat die Dresdener Convention für Österreich sowie für die anderen an dieser Convention betheiligten Staaten die Schärfe jener Contumazmaßnahmen wesentlich gemildert, so dass der Importverkehr aus der Levante in solchen Zeitläuften nur auf geringe Hemmnisse stößt.

Der Hauptfactor jedoch, der über die Prosperität eines Seeschiffahrtsunternehmens zeitweilig entscheidet, ist die Concurrenz, der es in seinem Wirkungsbereiche begegnet. In dieser Hinsicht hat der Lloyd auf allen seinen Linien schwere Hindernisse zu überwinden. Am härtesten fühlbar ist der Wettbewerb in der Levante, wo der Lloyd lange Zeit unbestritten den ersten Rang als verkehrvermittelndes Institut einnahm. Seither haben viele seefahrende Nationen Europas ihr Augenmerk dorthin gerichtet und lassen ihre Handelsfahrzeuge die Küsten des östlichen Mittelmeeres und des Schwarzen Meeres exploitieren. Regelmäßige Schiffsverbindungen nach den Häfen der Levante unterhalten nebst dem Lloyd die Franzosen, Russen, Italiener, Griechen, Türken und Ägypter, was naturgemäß eine Auf-

theilung der vorhandenen Güter und Passagiere bedingt und die Transportmengen, die jedes Unternehmen zu verführen hat, vermindert. Gesellt sich hierzu noch das Bestreben einer oder der anderen der concurrierenden Gesellschaften, die Frachtenmenge für sich zu vermehren, was sie durch Gewährung billigerer Frachtsätze herbeizuführen trachtet, so müssen die anderen Gesellschaften, falls nicht eine Vereinbarung auf gütlichem Wege zustande kommt, diesen Concurrenzkampf aufnehmen; die Folge hiervon sind verminderte Frachteinnahmen.

Einen zweifachen Einfluss auf das Gedeihen eines Schiffahrtsunternehmens, dessen Interessensphäre im Orient liegt, hat das Fortschreiten der Cultur im Osten. Einerseits werden immer entferntere Landstrecken mit den Bedürfnissen der Civilisation vertraut gemacht, was einen vermehrten Export der europäischen Industrieerzeugnisse dorthin hervorruft, und woraus auch die Schiffahrt ihren Nutzen zieht, andererseits aber paralysiert das eben erwähnte Fortschreiten der Cultur diesen Nutzen, indem in jenen Landstrichen des Orients, die sich hierzu eignen, von dem eingewanderten europäischen Colonisten Industrien geschaffen werden, welche die betreffenden europäischen Artikel aus dem Felde schlagen und deren Zufuhr per Schiff überflüssig machen. Von namhaften Industrieerzeugnissen — und es sind dies vorwiegend Massenartikel — welche auf solche Weise dem Exportverkehre entzogen wurden oder allmählich werden, seien etwa genannt: Zündhölzchen nach China-Japan (durch die großen Industrien in Japan), Baumwollzeuge nach Indien (durch die großen Spinnereien und Webereien in Britisch-Indien) und Zucker nach Ägypten (durch die dort immer mehr zunehmenden Zuckerfabriken).

Der Lloyd hat angesichts aller Hindernisse und Kämpfe seine Stelle unter den Schiffahrtsgesellschaften der Welt behauptet. Er verdankt dies der Tüchtigkeit seiner Verwaltung und dem Wohlwollen der Regierung. Von der Gründung des Institutes an hat der Staat in richtiger Erkenntnis der Wichtigkeit desselben sowohl im Falle eines Krieges als auch für die friedliche Entwicklung und Ausbreitung von Handel und Gewerbe ein werkthätiges Interesse für die Gesellschaft bekundet. Schon im Jahre 1845 wurde der Österreichische Lloyd als zu den Staatspostanstalten gehörend erklärt und infolge dessen gewisser Begünstigungen theilhaftig. Allein im Laufe der folgenden Jahre wurde die gesellschaftliche Verwaltung gewahr, dass ihr dieser Postvertrag Pflichten auferlegte, die das wirtschaftliche Ergebnis beeinträchtigten. Der Lloyd musste nämlich regelmäßige periodische Fahrten unter-

nehmen, demnach auch solche Linien befahren, die ihm keinen Nutzen abwarfen. Von der zu Mitte der Fünfzigerjahre bei dem steigenden Wettbewerb der Seeschiffahrt allgemein zum Durchbruch gelangten Überzeugung geleitet, dass Seedampfschiffahrtsunternehmungen zur Beförderung von Reisenden und der Post mit regelmäßigen periodischen Fahrten, die niemals eine Unterbrechung erleiden sollen, ohne Unterstützung des Staates nicht bestehen können, sollen sie nicht gezwungen sein, ihre Tarife bedeutend zu erhöhen, trat auch der Lloyd wegen Subventionierung seiner regelmäßigen Fahrten an die Regierung heran. Dieselbe wurde der Gesellschaft gewährt und im Jahre 1858 auf Basis der auf den auswärtigen Linien jährlich durchlaufenen Zahl von Seemeilen festgestellt.

Es mag hier am Platze sein, dem ziemlich verbreiteten irrigen Begriffe, der an das Wort „Subvention“ geknüpft wird, entgegenzutreten. Die Subvention, die der Lloyd erhält, ist kein Geschenk, sondern das im Interesse des allgemeinen Verkehres dargebotene Entgelt für die Leistung, zu gewissen Tarifen, die von der Regierung genehmigt werden, Personen und Waren auf übereinkommengemäßen Seestrecken zu befördern und die Fahrzeiten, respective Ankünfte und Abfahrten in den vorgeschriebenen Häfen postmäßig einzuhalten ohne Rücksicht auf die Erträglichkeit dieser Fahrten. Durch diese räumliche und zeitliche Beschränkung leistet die Gesellschaft Verzicht auf die Facultät, ihr ausschließliches Augenmerk auf den nutzbringenden Verkehr zu richten, beziehungsweise nur solche Häfen aufzusuchen, wo sie genügende Frachtenmengen für ihre Schiffe findet.

Die Staatssubvention verpflichtet den Lloyd außerdem dazu, die Post kostenfrei zu befördern, was der Gesellschaft nebst einer großen Arbeitsleistung ihrer Organe eine beträchtliche Verantwortung auferlegt, ferner Militärtransporte und militärische Güter zu einem wesentlich ermäßigten Tarife aufzunehmen und endlich im Falle eines Krieges dem Staate Flotte und Schiffsbemannung zur Verfügung zu stellen.

Es sei auch darauf hingewiesen, dass alle Staaten, welche über eine Handelsflotte verfügen, dieselbe subventionieren, und aus den vielfachen diesbezüglichen Veröffentlichungen ist es zur Thatsache erhoben worden, dass der Lloyd bei gleichen Leistungen ein bescheideneres Äquivalent erhält als seine ausländischen Concurrenten.

In einer jeden Zweifel ausschließenden Weise ist ebendiese Thatsache in dem Berichte des volkswirtschaftlichen Ausschusses vom

24. Juni 1891, der den neuen, jetzt bestehenden Lloydvertrag vorbereitete, ausdrücklich zugegeben und anerkannt worden.

Der Vergleich mit den auswärtigen Gesellschaften hat ergeben, dass die Peninsular and Oriental Company, die Messageries maritimes, der Norddeutsche Lloyd und die Navigazione Generale Italiana — zwar ohne Separatvergütung für die Suezcanaltaxen, was jedoch keine wesentliche Änderung hervorbringt — durchschnittlich Meilengelder von (in österreichischer Währung ausgedrückt) 4 fl. 43 kr., 4 fl. 13 kr., 3 fl. 66 kr. und 2 fl. 83 kr. erhalten, während das dem Österreichischen Lloyd bewilligte Meilengeld 1 fl. 97 kr. ausmacht.

Durch das Gesetz vom 27. December 1893, betreffend die Unterstützung der Handelsmarine, ward übrigens ein Zustand geschaffen, welcher einer Subventionierung aller heimischen Fahrzeuge, sowohl Dampf- als Segelschiffe, gleichkommt. Sie erhalten nämlich seitens des Staates, wenn sie weite Fahrten oder die große Küstenschiffahrt pflegen, Zuschüsse und zwar einen Betriebszuschuss und einen Reisezuschuss, sofern sie wenigstens zu zwei Drittheilen Eigenthum österreichischer Staatsangehöriger sind, ferner wenn seit der Zeit ihres Stapellaufes nicht mehr als 15 Jahre verflossen sind, endlich wenn sie eine entsprechende Schiffsclassification besitzen. Eine Erhöhung des Betriebszuschusses für Schiffe aus Eisen und Stahl findet dann statt, wenn sie nach dem 1. Jänner 1894 auf inländischen Werften erbaut wurden, und dieselbe steigt noch um ein beträchtliches, wenn die Fahrzeuge zur Hälfte aus inländischem Material hergestellt sind. Subventionierte Gesellschaften haben auf diese Zuschüsse jedoch keinen Anspruch.

Das Jahr 1892 brachte dem Lloyd mit einem geänderten Vertrage eine Reorganisation seines Verwaltungskörpers und in der Folge eine neue Phase seiner Thätigkeit, deren weit ausgreifende Ziele sich bereits erkennen lassen.

Der Verwaltungsrath, bis dahin aus vier Mitgliedern und dem Präsidenten bestehend, wurde auf acht erhöht, deren zwei von der Regierung ernannt werden. Überdies wurde die Verwaltung derart getheilt, dass ein Vierer-Comité in Triest mit dem von der Regierung ernannten Verwaltungsrathe Baron Bruck an der Spitze und ein Vierer-Comité mit dem ebenfalls von der Regierung ernannten kais. Rathe Max Mauthner, Handelskammerpräsidenten, an der Spitze und mit dem Sitze in Wien gebildet wurden. Den Präsidenten der Gesellschaft,

gegenwärtig Sectionschef Baron Victor von Kalchberg, ernennt nach dem neuen Vertrage Se. Majestät der Kaiser.

Die Verwaltung schritt vor allem daran, die Executive neu zu gestalten, und errichtete eine Generaldirection mit den verschiedenen, sämmtlichen Dienstzweigen entsprechenden Departements, erprobte Männer an deren Spitze stellend.

Der Präsident und die Verwaltungsräthe unternahmen Reisen nach entfernten Stationen des Lloyd, um sich persönlich von deren Zustande zu überzeugen, und um den Wert der bestehenden Organisation zu prüfen.

Die größte Aufmerksamkeit wurde und wird allen commerziellen Erscheinungen und Fragen in Österreich zugewandt, und falls sie in Verbindung mit dem Lloyd gebracht werden können, erfahren sie seitens der Verwaltung eine von dem Wunsche nach dem Aufblühen des heimischen Handels dictierte Behandlung.

In den meisten commerziellen Centren Europas sind ständige Vertreter und Correspondenten für den Lloyd acquiriert worden und in seinem Interesse thätig. Nach allen Richtungen hin hat die Gesellschaft den Kreis ihrer Agenturen und Vertretungen erweitert, so dass deren Zahl gegenwärtig 204 beträgt.

Der nie stillstehende technische Fortschritt im Schiffbau, welcher einen überwiegenden Einfluss auf die Concurrenzfähigkeit eines Seefahrtunternehmens ausübt, macht es jeder Verwaltung zur vornehmlichsten Sorge, die Flotte auf der Höhe des modernsten Betriebes zu erhalten. Die ersten sechs Jahre der neuen Verwaltung sprechen dafür, dass sie dieser wichtigen Aufgabe gerecht geworden ist, denn in dieser Zeit wurde die Lloydflotte durch 13 neue, meist große Dampfer bereichert. Es sind die Schiffe „Cleopatra", „Gisela", „Graf Wurmbrand", „Habsburg", „Marie Valerie", „Marquis Bacquehem", „Metkovich", „Semiramis", „Stephanie", „Vindobona", „Bohemia", „Moravia" und „Triest". Der Gesammttonnengehalt dieser 13 Dampfer beträgt 41.266 Bruttotonnen, und da zu Ende 1891 die Flotte 74 Schiffe mit 122.321 Bruttotonnen zählte, während sie im October 1897 67 Schiffe mit 151.692 Bruttotonnen aufwies, so ergibt sich eine Verminderung von sieben Fahrzeugen, dagegen gleichzeitig eine Vermehrung des Tonnengehaltes um 29.371 Tonnen Schiffsraum, was eben durch den Bau großer Schiffe an Stelle der ausgeschiedenen kleineren Fahrzeuge erzielt wurde.

Von dem Bestreben geleitet, die heimische Production in der ausgiebigsten Weise zu allen Lieferungen und Arbeiten heranzuziehen,

hat die Verwaltung von jenen 13 neuen Dampfern 5 im gesellschaftlichen Arsenal in Triest und 2 in der Schiffsbauanstalt zu San Rocco bei Triest aus inländischem Material herstellen lassen.

Mit der technischen Vervollkommnung der Communicationsmittel schreiten Schnelligkeit und Bequemlichkeit des Verkehres Hand in Hand, und auch diesen Anforderungen ist die Verwaltung seit 1892 gerecht geworden. Auf der dalmatinischen Eillinie ist der Dampfer „Graf Wurmbrand" in Verkehr gesetzt worden, der sich ebenso durch rasche Fahrt wie durch gefällige Ausstattung der Passagierräume auszeichnet. Die früher in $46^1/_2$ Stunden durchmessene Strecke Triest-Cattaro wird gegenwärtig bloß in 26 Stunden durchlaufen.

Im allermodernsten Sinne ist der Verkehr nach und von Ägypten umgestaltet worden. Die vier luxuriös ausgestatteten Dampfer „Habsburg",[1]) „Cleopatra", „Semiramis" und „Bohemia" durchfahren gegenwärtig in kürzester Zeit die Strecke Triest-Brindisi-Alexandrien und bilden die schnellste Verbindung Europas mit Ägypten. Im Anschlusse an die jeden Mittwoch stattfindende Abfahrt von Triest nach Alexandrien und ebenso an die auf jeden Mittwoch fallende Ankunft des Dampfers von Alexandrien in Triest wurde der wöchentlich einmal verkehrende Expresszug Ostende-Wien-Triest und zurück in Betrieb gesetzt und durch diese Combination die bequemste und rascheste Fahrt nach Ägypten und von dort für Reisende aus Österreich, Westdeutschland, Belgien, Frankreich und England geschaffen. Die Frequenz dieser seit einem Jahre bestehenden Reiseroute beweist, dass der Lloyd hierdurch einem Bedürfnisse der Touristik entgegengekommen ist.

P. Simon Rettenbacher.

Wien. Von **Dr. Bernhard Münz.**

In dem fünften der Umrisse, welche der geniale Peter von Cornelius zu Dantes Paradies gezeichnet hat, sind Dante und seine Führerin Beatrice im Saturn, dem letzten und von der Erde entferntesten Planeten, angelangt. Hier finden sie jene, welche durch Abgeschiedenheit von der Welt, durch ein Leben der Demuth, des Gebetes und der Selbstverleugnung die Seele geläutert und für die Mittheilungen Gottes empfänglich zu machen getrachtet haben. Vorne in dem weiten,

[1]) S. „Österr.-Ungar. Revue", Band 21, Seite 53.

verhüllenden Gewande sitzt der heilige Benedictus von Nursia, der „Patriarch des abendländischen Mönchthums". Das Buch, in welches er auf dem Bilde schreibt, ist die Ordensregel, die er als die Frucht vieljähriger Erfahrung und von oben gekommener Erleuchtung seinen Jüngern hinterlassen, und die Weisheit dieser das beschauliche Leben mit dem thätigen, das ora et labora so glücklich verbindenden Regel hat sich in der Prüfung von dreizehn Jahrhunderten bewährt. Die Klöster seines Ordens haben getreu der Regel „Otiositas inimica est animae", welche als wichtigstes Tugendmittel und zugleich als unerläßliche Bedingung für die Erhaltung der klösterlichen Gemeinschaft die Arbeit bezeichnet, Heil und Segen über die gesammte abendländische Christenheit verbreitet. Sie waren feste Burgen und Warten wie für die Cultur der Länder und den Anbau des Bodens, so auch für die Gründung und Erhaltung der christlichen Religion unter rohen, halbheidnischen Völkern, welche sich, alles zerstörend und vernichtend, über die Ruinen einer gefallenen Welt dahinwälzten, sie waren Pflanzschulen zur Bildung gottgefälliger Priester, lichte Punkte in der Nacht der Zeiten, aus denen alles, was Europa an Civilisation besaß, hervorgieng, Freistätten der Wissenschaft, Archive der Literatur, Zeughäuser für die Waffen des Wissens, Schulen für Gesang und Musik, für Baukunst und bildende Künste, Musteranstalten für Ackerbau und Gewerbe, Asyle endlich, in denen der Gedrückte und von dem Markte des Lebens Übersättigte Ruhe und Sicherheit fand und im ungestörten Umgange mit Gott den Frieden der Seele wiedergewann. Sie waren, um es kurz zu sagen, die classischen Stellen in dem Buche der großen Welt, Leuchtthürme, welche im weiten Umkreise Geistes- und Gemüthsbildung ausstrahlten. Benedictus war seinen Jüngern mit glänzendem Beispiele vorangegangen, indem er unermüdlich an seiner Selbstvervollkommnung arbeitete, um mit Erfolg den Samen des Guten, Wahren und Schönen in die zarten Seelen der ihm anvertrauten Schüler zu streuen. Er unterrichtete nämlich die Söhne vornehmer Römer, unter ihnen die Heiligen Maurus und Placidus, und leitete in dem berühmten Stammkloster seines Ordens, in Monte Cassino, das er auf dem Mons Casinus in Campanien in wundervoller Lage über dem Thale des Liris-Garigliano an der Stelle eines alten römischen Castrum und eines zerstörten Apollotempels zu Ehren des Täufers Johannes und des heiligen Martin erbaut hatte, eine Schule, in welche römische Große ihre Kinder sandten. Und so finden wir denn auch überall, wo die ihm nacheifernden Mönche walten,

Schulen, in welchen dank der harmonischen Ausgestaltung und Durchdringung von Unterricht und Erziehung die Jugend für den ernsten Kampf im Gewoge des Lebens mit sittlichen und geistigen Waffen ausgerüstet wird. Begeistert für ihre segensreiche Aufgabe, unberührt und unbeirrt von dem politischen Getriebe der Welt, in allen Zeitfragen weise Mäßigung beobachtend, aber unbeschadet der Stetigkeit der leitenden Hauptgrundsätze allen Forderungen und Fortschritten des Zeitgeistes auf wissenschaftlichem und erziehlichem Gebiete Rechnung tragend, haben die Benedictiner von jeher bis zum heutigen Tage an den Stätten ihrer Wirksamkeit das heilige Feuer echter Religiosität, wahrer Bildung und opferfreudiger Hingebung für Fürst und Vaterland entzündet, gehütet und genährt.

Unter den Benedictinerstiften nimmt Kremsmünster, welches im Jahre 777 von dem bayerischen Herzog Tassilo II. gegründet worden, einen hervorragenden Platz ein. Es war die glänzendste unter den großartigen Klosterstiftungen des Fürsten aus dem Stamme der Agilolfinger. „Tradidi, quod potui", erklärte er in der Gründungsurkunde. Die Legende motiviert dies damit, dass er, von fröhlicher Jagdgesellschaft begleitet, mit seinem Sohne Gunther in den undurchdringlichen Wäldern des Traungaues zur Eberjagd ausgezogen sei. Ein verwundeter Eber schlug dem jungen Gunther eine Wunde, die ihm den Tod brachte. Tiefer Schmerz wühlte in der Brust des Vaters, und frommen Sinnes beschloss er, nach der Art seiner Ahnen an der Todesstätte des geliebten Sohnes für dessen und seine eigene Seelenruhe ein Kloster zu gründen, „auf dass er der Hölle entkommen und eine ewige Wohnung mit Christus haben möchte". Elfhundert Jahre sind über dem Münster im reizenden Kremsthale vorübergerauscht; gewaltige Stürme brausten heran und drohten sicheren Untergang, doch immer wieder erhob es sich aus Gefahr und Bedrängnis zu neuer Kraft und frischer Thätigkeit, und mit Befriedigung kann es auf die bedeutenden Leistungen zurückblicken, welche seine Bewohner im Dienste der hehren Wissenschaft und der holden Künste vollbracht haben.

Der alte, kerngesunde Baum prangte um die Mitte des 17. Jahrhunderts, nachdem er durch fünf Jahre unter dem Abte Bonifacius Negerle (1639 bis 1644) sehr stiefmütterlich behandelt worden war, in noch nie geschautem Frühlingsschmucke. Liebevoll pflegte und wartete ihn ein trefflicher Gärtner, der Abt Placidus Buechauer, welchen der gelehrte Archivar P. Theodorich Hagn in seinem Werke „Das Wirken der Benedictiner-Abtei Kremsmünster für Wissenschaft,

Kunst und Jugendbildung" (Linz 1848) das Ideal eines Prälaten nennt. Ihm gebürt der Ruhm, eine duftige Blüte zur Entfaltung gebracht zu haben, deren bezaubernde Schönheit und reiche Fruchtbarkeit diese Zeilen zu schildern unternehmen.

Im 17. Jahrhundert (1604 bis 1668) lebte ein Jesuit namens Jakob Balde, welcher ein gottbegnadeter Dichter war. Wohl hat er in der Sprache Latiums geschrieben und sich, wie aus seinen Dichtungen vielfach erhellt, an Horaz gebildet; nichtsdestoweniger fühlen wir uns durch seine Dichtungen angeheimelt, weil sie deutschen Geist athmen, von deutscher Gesinnung getragen und durchweht sind. Herder hat ihn darum als „deutschen Horaz" gefeiert und ihm im „Kenotaphium des Dichters Balde" ein unvergängliches stolzes Denkmal gesetzt. Er äußerte sich über ihn, wie folgt: „Starke Gesinnungen, erhabene Gedanken, goldene Lehren, vermischt mit zarten Empfindungen für das Wohl der Menschheit und für das Glück seines Vaterlandes strömen aus seiner vollen Brust, aus seiner innig bewegten Seele. Nirgends buhlt er um Beifall; ein strenger Umriss bezeichnet seine Denkart, auch wo er am sanftesten redet. Indem er das Schicksal Deutschlands beweinte, suchte er Deutschlands besseren Geist zu wecken und es zur Tapferkeit, Redlichkeit, Eintracht zu ermahnen. Allenthalben in seinen Gedichten sieht man seine ausgebreitete, tiefe, schneidende Weltkenntnis bei einer echt philosophischen Geisteswürde. In diesem und in mehrerem Betracht ist er ein Dichter Deutschlands für alle Zeiten; manche seiner Oden sind von so frischer Farbe, als wären sie in den neuesten Jahren geschrieben. Natürlich konnte er in Anpreisung eines heidnischen Lebensgenusses mit dem Venusiner nicht wetteifern wollen; am wenigsten durfte er sich in Epoden erlauben, was sich der Römer erlaubte. Dagegen, was moralisch groß und schön oder heilig, lieblich und wohllautend ist, deutsche Stärke, stoische Tugend, christliche Sittlichkeit, andächtige, thätige Liebe hat er in jeder ihm nahen Situation angepriesen. Muthiger aber noch und stärker hat er die Laster angegriffen, den Frevel entschleiert, die Heuchelei und Tyrannei gebändigt. Er umfasst viele große, merkwürdige Gegenstände mit einer großen Seele; an Formen der Composition, an lyrischen Abwechslungen und Einkleidungen ist er so reich als irgend kaum ein anderer Dichter. Er kann und soll uns allen Stimme und Vorbild sein."

Was von Jakob Balde gilt, findet auch auf seinen jüngeren Zeitgenossen, den dem Stifte Kremsmünster angehörigen Benedictiner Simon Rettenbacher, volle Anwendung. Herder schweigt nur aus

dem Grunde über ihn, weil es ihm nicht beschieden war, den jüngeren „deutschen Horaz“ kennen zu lernen. Uns erst hat ein freundliches Geschick es gegönnt, die Bekanntschaft dieses prächtigen Mannes zu machen, welcher, um mit Goethe zu sprechen, einen neuen Beweis dafür liefert, dass „der Deutsche sich treu bleibt, wenn er auch mit fremden Zungen spricht“. Und wir verdanken diese Bekanntschaft ebenfalls einem der Söhne des heiligen Benedict, welcher in demselben Stifte, getreu dessen altehrwürdigen, auf das allgemein Menschliche gerichteten Traditionen, begeistert für alles Edle und Hohe, als Capitular und Jugendbildner waltet und sich das deutsche Dichterwort:

> Was Du ererbt von Deinen Vätern hast,
> Erwirb es, um es zu besitzen!

zur Richtschnur seines Thuns und Treibens gemacht hat. Es ist dies P. Tassilo Lehner, welcher die Rettenbacher von seiner lyrischen Muse eingegebenen Gedichte, im ganzen 459 an der Zahl, aus dem tiefen Schlafe, den sie völlig unbeachtet in einem dickleibigen Folianten der Stiftsbibliothek, dem Manuscriptcodex Nr. 435 (Kleinfolio, 200 Blätter), schliefen, weckte und im Jahre 1893, nachdem er zwei Jahre vorher in seiner bescheidenen Weise einige derselben anlässlich der Einweihung des neben der ernsten, majestätischen Sternwarte errichteten neuen Gymnasiums in Kremsmünster in einer Festschrift als „Scheitlein auf diesen erhabenen Focus“ hingelegt hatte, infolge der ihm von vielen Seiten und berufenen Fachkreisen zugekommenen Aufmunterungen und Anerkennungen in einem stattlichen Bande herausgab.[1]) Die Verdienste, welche sich Lehner dadurch um den verschollenen Sänger und im Zusammenhange damit um die deutsche Literaturgeschichte erworben hat, sind umso höher anzuschlagen, als er den Oden eine gründliche quellenmäßige Biographie des Verfassers und eine anregende, Licht und Schatten unbefangen vertheilende Würdigung desselben als Dichters vorangeschickt.

Unter seiner kundigen Führung wollen wir unseren Benedictiner von der Wiege bis zum Grabe begleiten. Derselbe erblickte am 17. October des Jahres 1634 auf dem Gütchen Untergänsbrunn in dem herrlichen

---

[1]) „P. Simon Rettenbachers lyrische Gedichte. Mit Unterstützung der Leo-Gesellschaft herausgegeben von P. Tassilo Lehner O. S. B., Professor am Gymnasium zu Kremsmünster.“ Josef Roller & Comp., Wien 1893, 8°, LVI, 482 (2) S. mit einem Facsimile. Als Ergänzungen zu diesem Werke dienen Lehners treffliche Gymnasialprogramme: „P. Simon Rettenbachers pädagogisch-didaktische Grundsätze (Linz 1895)“ und „P. Simon Rettenbachers nationale Auffassung im Gegensatze zur franzosenfreundlichen Richtung seiner Zeit (Linz 1896)“.

Aignerthale bei Salzburg das Licht der Welt. Nachdem er in der alten Bischofsstadt seine wissenschaftliche Vorbildung erlangt hatte, studierte er an den damals berühmten Universitäten Salzburg, Siena, Rom und Padua Philosophie, Geschichte und die Rechte, nebenbei auch die modernen Sprachen und widmete sich endlich dem Feudalrechte. Eine Frucht dieser seiner Arbeit ist der noch handschriftlich erhaltene „Fasciculus iuris feudalis". Schon stand ihm ein ehrenvolles Amt am Collegium Lodrono-Rupertinum in Aussicht, als er den festen Entschluss fasste, in ein Mönchskloster zu treten. Der 2. Februar des Jahres 1661 verband den 27jährigen Juristen für immer mit dem Stifte Kremsmünster. Sein reifes Mannesalter bürgt für die ernste Überlegung, seine gesellschaftliche Stellung für die reine, lautere Absicht, mit welcher er diesen für sein Leben entscheidenden Schritt that. Nachdem er die theologischen Studien in Salzburg vollendet hatte, ward er zum Priester geweiht, und am 28. October 1664 begieng er die Feier des ersten Messopfers. Abt Placidus kam seinem Herzenswunsche entgegen, als er ihn mit einem anderen Stiftsprofessen, P. Leopold Leichling, zum Zwecke der Erlernung der orientalischen Sprachen nach der ewigen Stadt, welche ihm von seiner ersten Studienzeit her unvergesslich war, sandte. Diese Mission verfolgte übrigens noch ein anderes Ziel von allgemeinerem Interesse. Sie sollte Mittel und Wege ausfindig machen, um das Benedictiner-Hospiz, welches den Namen „Collegium Gregorianum" trug, auch den österreichischen Klöstern zu erschließen, damit ihren etwa in Rom verweilenden Mitgliedern dort Unterkunft und Pflege zutheil werden. Rettenbacher entwarf jedoch ein düsteres Bild von dem Hospiz: das Gebäude sei in hohem Grade verfallen, die Bibliothek in großer Unordnung, der Regen dringe in sie ein, der Papst schicke sich an, diese recht brauchbare Büchersammlung an sich zu ziehen u. s. w.; da auch die Lage des Hauses schlecht und ungesund sei, so würde er lieber rathen, dass die gesammte österreichische Congregation sich herbeilasse, ein anderes Haus zu kaufen oder ein neues zu errichten. Dieser Plan scheiterte indes an dem Mangel an Zusammenwirken. Dagegen erreichte P. Simon das Hauptziel mit gewohnter Meisterschaft. Mit jeder neuen Sprache, die man lernt, gewinnt man aber, wie Goethe feinsinnig sagt, ein neues herrliches Lebenswerkzeug. Kein Geringerer als der berühmte Leo Allatius, welchen er bereits vor sieben Jahren als einen von Gott begeisterten Sänger in der Sprache von Hellas wie von Latium gepriesen hatte, war sein Gönner; Allatius erschloss ihm die Schätze der vati-

canischen Bibliothek, deren Custos er war, und führte ihn den besten Lehrern zu. So wurde Rettenbacher privatim von Francesco Grisendi im Hebräischen und von dem sehr gelehrten Maroniten Antonio Nairone Bannesio im Arabischen unterrichtet. Außerdem verkehrte er behufs weiterer Ausbildung mit den Orientalisten Andrea und Nicolo Nairone Bannesio und mit Giovanni Battista Jona, welcher öffentlicher Lector der hebräischen Sprache und Scriptor an der vaticanischen Bibliothek war.

Am 13. Mai 1667 war er von seinem friedlichen Römerzuge nach dem Heimatskloster zurückgekehrt, um in demselben das Amt eines Gymnasialpräfecten zu übernehmen. Zugleich ertheilte er an der theologischen Hauslehranstalt Unterricht in den biblischen Idiomen. Aber schon im Jahre 1671 treffen wir ihn wieder in Salzburg, wo er an der von dem Erzbischofe Paris von Lodron 1620 ins Leben gerufenen Benedictiner-Universität durch vier Jahre Geschichte und Ethik mit so durchschlagendem Erfolge vortrug, dass er nicht bloß zahlreiche Studenten, sondern auch Herren vom Hofe und Professoren der Hochschule zu seinen Hörern zählte. Er legte Gewicht darauf, neben dem Collegium über Weltgeschichte eines über die Geschichte Deutschlands zu halten, „cum unumquemque deceat suam patriam nosse". Zugleich mit seinem Lehramte versah er die Stelle eines „Pater Comicus" des Universitätstheaters. „Dieser sonderbare, doch damals ehrenvolle Titel verweist uns," sagt Lehner, „auf eine sehr beachtenswerte Erscheinung, die sogenannten Schulkomödien, welche ihre Ausbildung und Vollendung zumeist von den Vätern der Gesellschaft Jesu erhielten. Hervorgegangen aus dem geistlichen Schauspiele, den sogenannten Mysterien, hatten sie ursprünglich den Zweck im Auge, die Jugend in der lateinischen Sprache, dem Idiom der damaligen gelehrten Welt, zu bilden; denn sämmtliche Dramen waren in dieser Sprache abgefasst. Später wurde diese Absicht durch eine vorherrschend moralische verdrängt, und es ward stehende Sitte, jeden hohen Besuch, jedes kirchliche oder weltliche Fest, jeden Schulschluss durch eine ‚Action' zu feiern. Selbst das gemeine Volk sah diese Komödien recht gern, ihm wurde der Inhalt der einzelnen Acte in deutschen Versen voraus verkündet. Ein Theater gehörte zum Lehrmittelapparat eines Gymnasiums, einer Universität. Die Leitung eines derartigen Institutes war dem ‚Pater Comicus' anvertraut, welcher der Dichtergilde entnommen wurde, denn er musste nicht nur die Rollen mit den Schülern sorgsam einüben, sondern meistens die Stücke selbst verfassen." Zur Stellung eines „Comicus universitatis" war

Rettenbacher wie geboren, wie schon aus den drei Dramen erhellt, welche er in seiner Eigenschaft als „Comicus" schrieb und in Salzburg aufführen ließ. Sie heißen: „Innocentia dolo circumventa seu Demetrius, Philippi Macedonum regis filius, insidiis fratris Persei crudeliter peremptus" (Salisburgi 1672), „Ineluctabilis vis fatorum seu Atys, Croesi Lydorum regis filius, ab infelici Adrasto inopino vulnere peremptus" (Salisburgi 1673) und „Perfidia punita seu Perseus, ultimus Macedonum rex, a L. Aemilio victus et in triumphum ductus" (Salisburgi 1674) und überragen durch Wahl des Stoffes, Ideengehalt und sprachlichen Ausdruck himmelhoch die Tausende ähnlicher scenischer Spiele, wie sie damals an allen höheren Schulen gedichtet oder, besser gesagt, aus classischen Erinnerungen und sagenhaften Überlieferungen zusammengeflickt wurden.

Im Jahre 1672 wurde Rettenbacher summo cum plausu zum Magister der Philosophie und der freien Künste promoviert, und von 1672 bis 1674 besorgte er auch das Amt eines Vorsitzenden der größeren akademischen Congregation. Zweimal während seiner Lehrthätigkeit wurde ihm die Auszeichnung zutheil, dem hochwürdigen Erzbischofe und gnädigen Landesfürsten Max Gandolf Grafen von Khüenburg, welchen er seinen „hohen Gönner" nannte, für das den öffentlichen Disputationen allezeit bewiesene Interesse namens der Universität zu danken. Diese gelehrten Streitübungen wurden sehr häufig vorgenommen; galten sie doch als das wirksamste Mittel, die Arbeitslust der Studenten anzuspornen und ihre Geisteskräfte zu entwickeln. Im Jahre 1673 widmete er dem Fürsterzbischof zu seinem Geburtstage folgendes Gedicht, welches gleich den anderen auf Salzburg bezüglichen Gedichten von Lehner in dem handschriftlichen Nachlasse unseres Poeten entdeckt wurde:

Laetas, Phoebe, evolve comas pexique iugales
  Eois nitide digrediantur aquis.
Rideat urbanum diffuso lumine caelum
  Et dulci celebrent sidera voce diem!
Gandolphi lux festa micat. Non horrida nubes
  Obducat nigro candida rostra peplo.
Pierides potius plaudant et carmina dicant,
  Contendat blandas Calliopea fides:
„Transcendat Princeps Cumaeae saecula vatis
  Nec numerum Libyci vincat arena maris.
At sine nube fluant, sine laeva tempora labe
  Nec tristi sedeat tetricus ore rigor.

O praesit faveatque diu! Sic numen ad astra
Et niveos mores subdita turba feret."
Haec Musae cecinere: decet coniungere vota:
„Sit constans ardor, mitia fata tibi."

In der tief nachempfundenen Übersetzung des Kremsmünsterer Stiftsclerikers Fr. Gregor Waldl lautet es:

Heiter, o Phöbus, flattre Dein Haar, und auf glänzendem Wagen
Komm hellstrahlend im Ost aus der unendlichen Flut!
Lächelnd sende Dein Lichtmeer, Salzburgs Himmel, hernieder,
Feiert mit süßem Gesang, Sterne, den heutigen Tag!
Denn uns leuchtet ja Gandolfs Geburtstag. Düstere Wolken,
Spannt nicht das schwarze Gewand über den schimmernden Platz!
Stimmt in den Jubel mit ein, Pieriden, und jauchzet im Liede,
Rufe, Kalliope, wach schmeichelnder Saiten Gewalt:
„Länger noch blüh' Dir die Zeit, Fürst, als der cumäischen Weisen,
Endlos, reich, wie der Sand ruht in dem libyschen Meer!
Fließet, Ihr Jahre, dahin, nicht umdüstert von Wolken und Unglück,
Möge Dein Antlitz nie trüben ein finsterer Ernst!
Lang noch herrsche mit Milde! Den Ruf und die herrliche Tugend
Hebt das ergebene Volk dann zu den Sternen empor."
Also der Musen Gesang. Wir fügen dazu nur die Bitte:
„Sei Dir beständig die Gunst, gnädig das Schicksal gesinnt!"

Im Jahre 1675 verließ der ruhmgekrönte Lehrer, der Noth gehorchend, nicht dem eigenen Triebe, die ihm überaus lieb gewordene Stätte seiner Triumphe. Eifersucht, Missgunst und Neid, welche sich an die Fersen eines jeden überragenden Menschen heften, hatten sich gegen ihn verschworen und seine Zurückberufung nach Kremsmünster bewerkstelligt. Die wehmüthige Stimmung, welche sich darob seiner bemächtigte, zeitigte das Gedichtchen „Poeta Salisburgensibus vale dicit":

O felix Salsburgum, quod celebratur ab orbe!
Distrahor a cathedra, patria urbs vigeat!
O felix Salsburgum, quod celebratur ab orbe
Natura atque situ! patria urbs vigeat!
O felix Salsburgum, quod celebratur ab orbe
Integritate virum! patria urbs vigeat!
O felix Salsburgum, quod celebratur ab orbe
Musarum cultu! patria urbs vigeat!

In Waldls Übertragung lautet es:

Heil Dir, Salzburg, weithin ertönt Dein gefeierter Name,
Schwer nur verlass' ich mein Amt! Blühe, Geburtsstadt, empor!
Heil Dir, Salzburg, weithin ertönt Dein gefeierter Name,
Herrlicher Punkt der Natur! Blühe, Geburtsstadt, empor!

Heil Dir, Salzburg, weithin ertönt Dein gefeierter Name,
Heimat biederen Sinns! Blühe, Geburtsstadt, empor!
Heil Dir, Salzburg, weithin ertönt Dein gefeierter Name,
Pflegerin jeglicher Kunst! Blühe, Geburtsstadt, empor!

Rettenbacher trug nach Kräften dazu bei, die mit Pomp in Scene gesetzte neunte Säcularfeier des Stiftes mitzuverherrlichen. Er verfasste auf Geheiß des Abtes Erenbert Schrevogl die sich eines sehr guten Rufes erfreuenden „Annales monasterii Cremifanensis" (Salisburgi 1677), welche der in dem benachbarten Orte Neukematen sesshafte protestantische Pastor Sick, der Verfasser der unvollendet gebliebenen „Annalen der österreichischen Geschichte von Kaiser Rudolf bis Karl V., aus der berühmten Kremsmünsterer Stiftsbibliothek" (Linz 1796), mit Erlaubnis des Abtes Erenbert Mayer übersetzte und unter dem Titel „Geschichte des Noricums mit der Chronik von dem Kloster Kremsmünster. Gedruckt in Deutschland 1793" herausgab. Auch wurde ein von Rettenbacher verfasstes Drama, „Callirhoes et Theiphobi amores seu monasterii Cremifanensis fundatio, eversio et restauratio", aufgeführt. Desgleichen dichtete er aus Anlass der Jubelfeier das handschriftlich vorhandene „Carmen saeculare", welches eine Hymne auf den Benedictinerorden ist.

Durch sein bisheriges Wirken hatte er einen glänzenden Befähigungsnachweis für die ihm daheim übertragene Stelle eines Bibliothekars geliefert, und er verewigte sich als solcher durch den Ankauf höchst seltener und kostbarer Werke über orientalische Literatur. Sehr humoristisch lässt sich P. Tassilo darüber vernehmen: „Aber vor dem Schimpf eines Sebastian Brant brauchte unserem P. Simon nicht bange zu werden; er war keiner von denen, welche der Verfasser des Narrenschiffes' also verspottet:

Den Vortanz hat man mir gelan,
Dann ich ohn Nutz viel Bücher han,
Die ich nit lies und nit verstan."

Gewaltiges Aufsehen erregte seine im Jahre 1678 zu Salzburg pseudonym erschienene Schrift „Misonis Erythraei ludicra et satyrica", in welcher er das geistige Leben seiner Zeit in Literatur und Schule einer beißenden Kritik unterzieht und, seiner Zeit weit vorauslaufend, mit pädagogisch-didaktischen Grundsätzen auf den Plan tritt, welche ein unveräußerliches Eigenthum der modernen Wissenschaft bilden. Er verbreitet sich über alle Literaturzweige und zeichnet sich dadurch vor den deutschen Methodikern des 17. Jahrhunderts aus,

welche über die Philologie fast nicht hinauskamen. Er wirft den Philologen vor, dass sie, unbekümmert darum, dass der Buchstabe tödtet und der Geist belebt, ihr Augenmerk auf Lappalien und nichtige Tändeleien richten, ganze Tage vertrödeln, um einen ausgefallenen Buchstaben oder irgendein veraltetes Wort, welches ganz gut wegbleiben könnte, wieder herzustellen, und dabei vor lauter verknöchertem Scharfsinne den Gedankengang des Autors entstellen: „Si grammaticorum tricas futilesque nugas considerem, quid infelicius huius aevi criticis? Qui totos dies insumunt, ut litterulam loco motam, aut obsoletum aliquod verbum, quod tuto abesse poterat, restituant? Saepe interim genuinum auctoris sensum corrumpunt, dum nimio ingenii acumine, hebetudinem melius dixerim, omnia excutiunt atque e coniectura sententiam aut dictum reponunt, de quo libri parens nunquam cogitavit. Et hi tamen, si diis placet, se solos esse doctos, se solos Musas colere arbitrantur, cum locum Nonii aut Festi mutilum emendare conantur, non emendant. O miseram inscitiam! O ridendam insaniam!" Gegenüber dem zopfigen Formalismus, welcher in Wortklauberei und todten Gedächtniskram das Schwergewicht verlegt, weist er darauf hin, dass die alten Classiker „loquendi ac sapiendi principes" sind, und er bricht eine Lanze für die Verbindung des Sprachunterrichtes mit dem Sachunterrichte, für das Verständnis nicht bloß der grammatischen Regeln, sondern auch der Realien. Schweren Kummer bereitet ihm die Vernachlässigung des Griechischen überhaupt und insbesondere in den Schulen, da er von der Überlegenheit des hellenischen Geistes in Sprache und Literatur, namentlich auf dem Gebiete der Poesie überzeugt ist. „Das Studium des Griechischen," ruft er klagend aus, „liegt völlig darnieder und wird so verachtet, dass es zum Sprichworte geworden ist: Quod graecum est, non legitur". Ebenso rückt er den Rednern, welche, weit davon entfernt, sich an einem Cicero oder Demosthenes emporzuranken, an der Oberfläche haften und sich mit leerem, hohlem Pathos und schwülstiger Breite bescheiden, den Juristen, welche, unbekümmert um das Gemeinwohl, in Sophistereien zu brillieren suchen, und den Historikern, welche, unwürdig ihrer Vorgänger, die in der objectiv treuen Auffassung und Darstellung der geschichtlichen Thatsachen ihre Befriedigung fanden, ihren Lesern mit einem geistreichen Gebräu von Dichtung und Wahrheit aufzuwarten lieben, hart auf den Leib. Desgleichen geißelt er mit bitterer Ironie die Philosophen seiner Zeit, welche, was einst aufs schönste verbunden

war, zerreißen, von der gründlichen Pflege der die Ausbildung des Geistes, die Veredlung des Herzens und die Kenntnis der Natur bezweckenden philosophischen Disciplinen Abstand nehmen, sich in logischen Spitzfindigkeiten gefallen und durch dialektische Fangbälle die schwierigsten Probleme zu lösen vermeinen. Er versetzt ihnen aber auch darum wuchtige Hiebe, weil sie die Kenntnis der philosophischen Leistungen des Alterthums ohne das Studium der Originale bloß aus Übersetzungen und Commentaren schöpfen. „Soll ich die für Peripatetiker oder Akademiker halten, welche niemals aus der reinen und unverfälschten Quelle eines Aristoteles oder Plato getrunken haben? In schmutzigen Pfützen wühlen sie herum, und dunkle Träume der Ausleger suchen sie zu enträthseln und glauben Gold gefunden zu haben, wenn sie auf Blei gestoßen sind, die bleiernen Menschen." Nächst der Renaissance des alten Hellas fordert Rettenbacher, dass die Weltweisheit wieder in ihrer Gesammtheit cultiviert werde, dass namentlich die mathematischen Disciplinen, die Vernunftwissenschaft, die Naturwissenschaften und die Moralphilosophie gelehrt werden.

Er rügt ferner mit aller Schärfe die Überfülle an höheren Schulen, zu welchen sich eine Menge junger Leute, reicher und armer, vornehmer und niedriger, begabter und unbegabter, herandrängt, und in denen Männer ohne die nothwendigen Kenntnisse und die nöthige Methode das Regiment führen, welche den Schülern allerlei ungereimtes, gehaltloses, unnützes Zeug einträufeln und sie hierdurch abstumpfen und entnerven. Kein Wunder, dass unter diesen Umständen ein geistiges Proletariat gezüchtet wird, welches, von dem Studium angeekelt und oft von der Roheit der Lehrer unterstützt, dem Müßiggange und der Liederlichkeit fröhnt! Rettenbacher verlangt zur Erzielung eines besseren Unterrichtserfolges unterrichtete und gesittete Lehrer, einen inhaltsvollen, durchgeistigten Lehrstoff, eine methodische Behandlung des Lehrgegenstandes, eine beschränkte Zahl der Studierenden und — last not least — ein Zusammengehen von Schule und Haus. Seine pädagogischen Grundsätze, welche sich auf das Kindes- und Knabenalter und auf das Jünglingsalter beziehen, enthalten so viele Goldkörner, dass ich nicht umhin kann, einigen hier Raum zu geben. Eltern, welche ihre Kinder durch andere erziehen lassen, sind Vögeln vergleichbar, welche ihre Eier nicht selber ausbrüten. Die Kinder sind nicht gleich zu behandeln; ihre individuelle Beschaffenheit muss in Betracht gezogen werden, wenn anders das Erziehungswerk gelingen soll. Viele Eltern können in der Erziehung nicht die richtige

Mitte einhalten, sondern lieben die Extreme. Manche verhätscheln die Kinder, gestehen ihnen alles zu, geben ihnen gegen Platons Verbot sogar Wein zu trinken und gießen so Feuer zum Feuer, während andere allzu hart und streng gegen sie vorgehen und, als wären sie vom Geschlechte eines Antiphates oder Poliphem, mit Schlägen sie erziehen; wie diejenigen, welche nahe den Katarakten des Nils wohnen, wegen des furchtbaren Getöses taub werden, so bekommen Kinder, welche fortwährend mit der Ruthe und dem Stocke behandelt werden, ein schweres Gehör, werden verschüchtert und dumm: „Parentes etiam vitiis delectantur; tantum abest, ut mores ad rigidam censuram examinent. Vinum pueris et paene infantibus contra Platonis scita propinant: cui fini, nisi ut ignem ignibus addant? Nonnulli e contrario Antiphatis aut Poliphemi de gente continuis verberibus ac plagis filios concidunt obtunduntque, ut, veluti ad Nili catadupa ob fragoris vehementiam incolae obsurdescunt, ita illi plane stupidi reddantur." Lernbegierde ist den Kindern einzuflößen; ein Kind, welches aus Wissensdurst und nicht aus Neugierde oder Vorwitz Fragen stellt, ist nicht unfreundlich abzuweisen. Vor allem haben die Eltern, Lehrer und Erzieher den Kindern mit gutem Beispiele voranzugehen, denn die Macht und der sittliche Einfluss des Beispieles ist groß; der Weg durch Beispiele ist weit kürzer als der durch Lehren; wir trauen den Augen mehr als den Ohren. Die jungen Leute sollen die Mitmenschen lieben, niemand beleidigen, jedem die gebürende Ehre erweisen, namentlich gegen die arbeitende Classe menschenfreundlich sein; denn die Natur hat die Menschen gleich und frei gemacht, die grausame Herrschsucht erst hat Knechte geschaffen:

Filios natura pares creavit,
Liberos omnes: peperit libido
Dira regnandi famulos, iniquae
Crimine sortis.

Sie sollen die Zeit wohl benützen, damit sie täglich an Tugend und Wissen zunehmen. Was sie heute lernen können, sollen sie nicht auf morgen verschieben; denn die Zeit entflieht schnell und kehrt nicht wieder. Sie sollen ihre Kräfte abschätzen und sich dem Berufe widmen, zu welchem sie sich am meisten geeignet halten. Sie sollen nichts beginnen, was sie nicht vollenden können. In der Kleidung sollen sie das rechte Maß, die Mitte zwischen übertriebener Pracht und schmutziger Sparsamkeit einhalten, insbesondere auf Anstand und Reinlichkeit sehen. Sie sollen sich nicht immer nach der Mode richten, namentlich alberne

und die Gesundheit gefährdende Moden nicht mitmachen. So sind langgeschnäbelte und zu enge Schuhe, wenn sie auch ein Kennzeichen der Eleganz sind, zu meiden. Reisen ist für geistig reife Jünglinge überaus bildend, denn es erweitert den Gesichtskreis und regt zum Denken an. Es kann aber nicht nur keinen Nutzen im Gefolge haben, sondern geradezu schädlich wirken, wenn junge Leute ohne Wissen und Erfahrung in fremde Länder geschickt werden. Solche dürfen froh sein, wenn sie in die Heimat zurückkehren, ohne an Geist und Körper Schaden gelitten zu haben.

Als deutschen Dichter schmerzt ihn die verfallene, verwilderte nationale Poesie. Er, welcher die Aufgabe der Dichtung in die Erhebung aus der Dämmerung zur Klarheit, aus dem Banne des Irdischen zu den heiteren Regionen, wo die reinen Formen wohnen, setzt, fühlt sich durch die im deutschen Dichterwalde wuchernde Gelegenheitsdichtung, welche die Musen von dem Himmel auf die feile Erde herniederzerrt, peinlich berührt. Er schwingt die Zuchtruthe über die ungebildeten Reimschmiede, welche mit ihren mühsam zusammengestoppelten Versen prahlen und sich aus ihrem unterwürfigen Geschwätze ein schmähliches Gewerbe machen. „Mit jedem Tage," läßst er sich unwillig vernehmen, „wächst der singende Haufe und erfüllt die Erde mit seinen widerlichen Tönen. Ja selbst kleine, leichtsinnige Knaben schleichen sich auf den Parnaſs und ersteigen den heiligen Gipfel und stellen sich ohne Bart neben die reichgelockten, bärtigen Sänger. Welche Zeit! Welche Sitten! Daher überall so viel Ungereimtheit und Geschmacklosigkeit: frostige Hochzeits-, Sieges-, Leichen-, Klagelieder, Lieder anläſslich einer Geburt, einer Jagd, eines Hoffestes. Was soll man erst über die Komödien und Tragödien sagen, welche so üppig in die Halme schossen, daſs die Menschen nur den Theatern gelebt zu haben scheinen? Gleichwohl sind nur wenige und kaum so viel, als der Nil Mündungen und Theben Thore hat, nach der Vorschrift und den Regeln der Kunst abgefaſst. Durch diese Dichterlinge ist die Poesie vollkommen entwürdigt; denn wer soll jetzt noch Erhabenes in unsterblichen Liedern besingen, da der rohe Geschmack die freie Kunst, welche sich Selbstzweck ist, vertrieben und jede Bildung aus den deutschen Landen verwiesen hat? Trauert, Ihr wahren Dichter, weinet alle, die Ihr Euch zu den besseren Menschen zählet!"

Ein Freudentag für unseren Benedictiner war der 13. September des Jahres 1680, an welchem Kaiser Leopold I. und seine erlauchte Gemahlin Eleonora das altehrwürdige Stift mit ihrem Besuche be-

ehrten. Anläſslich dieses beglückenden Ereignisses wurde das von ihm verfaſste Drama „Prudentia victrix seu Ulixes post longos errores in patriam redux procis interemptis amori Penelopes redditus" „zum Wohlgefallen der allerhöchsten Herrschaften" aufgeführt. Mit diesem Stücke hatte er ein Drama ganz neuer Art, eine Art Singspiel geschaffen, da in den Text auch Musikstücke eingefügt waren, und es zeugt für die Vielseitigkeit des Dichters, daſs er auch der Schöpfer des musikalischen Theiles war. Leider giengen die eingelegten Musikstücke verloren. Das Lob des Kaisers ist umso höher anzuschlagen, als er, ein gewandter Lateiner, den Text vollauf zu würdigen verstand, andererseits ein gründlicher Musikkenner und ein tüchtiger Componist war. Einen Beleg hierfür bildet die patriotische Publication „Musikalische Werke der Kaiser Ferdinand III., Leopold I. und Josef I.", welche mit Genehmigung des Kaisers und im Auftrage des damaligen Unterrichtsministers Dr. Paul Freiherrn von Gautsch bei Gelegenheit der internationalen Ausstellung für Musik in Wien 1892 erschienen ist.[1])

Im Jahre 1682 veröffentlichte Rettenbacher unter dem Namen Mison Erythraeus Gänsbrunn, welcher den Schlüssel zur Entdeckung seines Geburtshauses lieferte, ein deutsches Schauspiel, „Frauen-Treu, oder Herzog Welff auß Beyern durch die Liebe seiner Frauen von groſser Gefahr errettet. In teutsche Reym verfaſst, Sambt einer Zugab etlicher Gedichten" (Saltzburg 1682). Ein Jahr darauf publicierte er eine Dramensammlung unter dem Titel „Selecta dramata diversis temporibus conscripta et in scena recitata", welcher außer den bereits erwähnten Dramen noch folgende einverleibt sind: „Ambitiosa tyrannis seu Osiris crudeli vulnere a fratre Typhone peremptus", „Pietas impia seu Rosimunda pia in patrem, impia in maritum", „Pax terris reddita seu felix Laophili ac Irenes connubium" und „Juventus Virtutis et Apollinis muneribus instructa, Veterni, Bacchi ac Voluptatis illecebris corrupta, labore Martis emendata, Palladis suasu atque favore ad frugem reducta." Das zuletzt genannte Drama, welches der Verfasser als „drama musicum" bezeichnet, wäre nach modernem Begriffe eine Oper zu nennen. Daſs wir es hier nicht mit einem Singspiele zu thun haben, ergibt sich aus der Vergleichung der äußeren Anlage desselben mit der des Dramas „Prudentia victrix". Während nämlich in diesem lange und kurze

---

[1]) S. „Österr.-Ungar. Revue", Band 15, Seite 263.

Verse wechseln, je nachdem die betreffende Partie gesprochen oder gesungen wurde, finden sich in jenem nur kurze Verse, welche sich gleich dem Inhalte und der Sprache des Stückes für musikalische Bearbeitung höchst günstig zeigen. Ob der Dichter auch der Componist gewesen, ist zweifelhaft, da keine diesbezügliche Bemerkung vorliegt. Jedenfalls hat er es als ein Mann von wirklichem musikalischen Sinne verstanden, ein passendes Libretto zu schreiben.

Dabei arbeitete er auch fleißig im Weinberge des Herrn, allerdings nicht im Geschmacke der Zeit, sondern in veredeltem Geiste und in würdiger Form. Es geht dies aus einer Reihe homiletischer und ascetischer Werke hervor, von denen die „Consilia sapientiae seu epitome axiomatum Salomonis necessariorum potissimum ad vitam prudenter instituendam cum axiomatum illorum considerationibus" (Salisburgi 1682) drei Auflagen erlebten.

Im Jahre 1689 verließ er abermals seine Zelle, um als Pfarrer von Fischlham das ihm anvertraute Volk durch sein beredtes Wort und sein gottinniges Beispiel mit dem Geiste des Evangeliums zu erfüllen. In diese Zeit seiner seelsorglichen Thätigkeit fällt die Ausarbeitung der meisten ascetischen Schriften, die Übersetzung französischer und spanischer Werke ins Lateinische und die Abfassung der meisten Gedichte. Im Jahre 1706 kehrte er heim, um den wohlverdienten Ehrensold des Alters zu genießen. Seine edle Seele rang sich jedoch schon am 10. Mai desselben Jahres vom Glauben zum Schauen empor. Ein Schlagfluss raffte ihn jäh hinweg, nachdem er noch tagsvorher die Messe gelesen und sich nach der Abendmahlzeit fröhlich im Garten ergangen hatte.

Aus dem Gesagten ergibt sich, dass P. Simon Rettenbacher ein fruchtbarer, vielseitiger und gewandter Schriftsteller war. Wir werden hierin noch durch das großartige Manuscriptenmaterial bestärkt, welches Kremsmünsters Bibliothek von ihm verwahrt. In der Poesie wurden fast alle Arten von ihm mit Geist und Geschick gepflegt. Er hinterließ uns beiläufig sechstausend lateinische Gedichte, von denen freilich mehr als viertausend meist zweizeilige Epigramme sind, und etwa hundert „teutsche Reim-Gedichte". Nirgends tritt uns indes sein Charakter und seine Eigenart so plastisch vor Augen wie in den lyrischen Gedichten, in denen er sich nach dem Vorgange der Humanisten als Nachahmer, aber als freier, selbständiger, den Puls seiner Zeit fühlender und aus seinem reichen Innenleben schöpfender Nachahmer der Classiker, insbesondere des Horaz präsentiert. Gemüth und

Humor, Witz und schneidige Satire, Anmuth und Würde, Lieblichkeit und Hoheit, tiefe Religiosität und harmlos heiterer Sinn, Hang zur Einsamkeit und gereifte Erfahrung, weltvergessenes Stilleben unter todten Büchern und ruhiger, beschaulicher, der Natur sozusagen die Seele ablauschender Naturgenuss, Kaisertreue, Vaterlandsliebe und Freiheitsdrang — das sind die Kettenfäden, welche mit dem Einschlage geläuterten Formengefühles und sicherer Sprachbeherrschung das herrliche Gewebe der Oden spinnen. Diese kommen vom Herzen und sprechen darum zum Herzen. Sie sind nicht erkünstelt, sondern durchlebt, tiefinnerlich empfunden und erzielen daher eine mächtige Wirkung. Dass uns unter ihnen manche begegnen, welche den Eindruck abgequälter und ausgetiftelter Gedichte machen, kann ihnen natürlich keinen Eintrag thun. Die Stoffe sind der katholischen Glaubens- und Sittenlehre, den Ereignissen der unmittelbaren Gegenwart, der Natur mit ihren Reizen und, da unserem Dichter nichts Menschliches fremd ist, den wechselvollen Verhältnissen des Lebens mit ihrer Lust und ihrem Leid entlehnt. Unter den Liedern religiösen Inhaltes erscheint uns sehr beachtenswert „Ecce homo", welches den Gottessohn, den König der Könige, vor dem die Auserwählten des Himmels sich neigen, auf der tiefsten Stufe seiner freiwilligen Erniedrigung mit der Dornenkrone auf dem Haupte und dem Schilfrohre als Scepter darstellt. Mit dem erschütternden Rufe: „Lascivit orbis, dum patitur deus?" beginnt er die Zeichnung des Weltheilandes im Leiden („Christus patiens"). Innig verehrt er den heiligen Geist, „seine Lust, seinen Trost, seine Hoffnung, seinen Ruhm, seinen Lohn, unser Ziel". Mit besonderer Vorliebe aber besingt er die Gottesmutter, die Zuflucht der Sünder, die Trösterin der Betrübten, die Hilfe der Christen. Er preist ihre erhabene Würde und ihr mütterliches, gnädiges Walten zum Wohle der Menschheit, deren Heil sie war. So heißt es in dem „Laus Beatae Virginis Deiparae":

Tu salus terrae sterilis fuisti,
Tristibus pressae vitiis levamen:
Horridi dulcis medicina morbi
  Mentibus aegris.

Languidi crimen populi auferentem
Prima tu cernis niveis ocellis
Et sinu nutris tenero medentem
  Cladibus orbis.

Grande mater prodigium, parentem
Quae suum cunis timide reponit,
Bracchiis stringit, cupientis ora
  Suavia libat!

Quis tuas dotes memoret canendo?
Quis sacrum digne celebret calo rem?
Quo rapis numen? cui mentis altae
  Nota venustas?

Supplices hinc te veneramur omnes
Et fores crebris lacrimis benignas,
Virgo, pulsamus: Stygiis nocentes
  Exime poenis.

Filius blandis precibus movetur
Nec scelus torquet graviore flagro:
O iuva! ni noxa hominem inquinasset,
  Mater an esses?

Er zeigt in der Ode „Religionis necessitas", dass ohne Religion kein Reich bestehen könne, und vergleicht in dem Gedichte „Virtutis laus" die schöne, aber seltene Tugend, welche keinen außer ihr liegenden Lohn heischt, sondern in sich selbst ihr Genügen, die beseligendste Befriedigung findet, mit der Sonne, welche ihr ätherisches Licht allen spendet, ohne ein Entgelt dafür zu fordern. Zu unermüdlichem Kampfe gegen die Sünde mahnt er in der Ode „Bellum contra vitia". Endlos wüthet der Krieg, welchen Zorn und Leidenschaft entfachen. Wer aus Liebe zu träger Ruhe rüstige Arbeit scheut, sinkt von ihr tödlich getroffen zu Boden. Doch derjenige, welcher niemals die Waffen gestreckt, trägt den Kampfpreis davon.

(Schluss folgt.)

Technische Fortschritte in Österreich und Ungarn.

Das ständige Parlamentsgebäude in Budapest.

Mit einer Illustration.

Das ungarische Parlament hielt seine Sitzungen bis zum Jahre 1848 in Preßburg; der im Jahre 1848 in Kraft getretene IV. Gesetzartikel ordnete an, dass das Parlament von nun an in „Pest“ zu tagen habe. Nachdem aber hier kein diesem Zwecke entsprechendes, dem Staate gehörendes Gebäude zur Verfügung stand, hielten die beiden Häuser der Legislative ihre Sitzungen bis zur Erbauung des ständigen Parlamentshauses in verschiedenen, provisorisch hierzu eingerichteten Localen.

Auch gegenwärtig noch tagt das Oberhaus in dem — ursprünglich für andere Zwecke errichteten — Prunksaal des Nationalmuseums und hält das Abgeordnetenhaus seine Sitzungen in dem provisorisch und eigentlich für die Dauer von bloß 10 Jahren erbauten Gebäude in der Sándorgasse, welch letzteres nicht allein den praktischen Utilitätsansprüchen in nur sehr beschränktem Maße zu genügen im Stande ist, sondern überdies von Jahr zu Jahr zunehmende Instandhaltungskosten erfordert.

Alsbald erwies sich die Erbauung eines sowohl den praktischen Bedürfnissen, als auch den modernen Anforderungen möglichst vollkommen entsprechenden Heimes für die Legislative als nothwendig. Indes nach der im Jahre 1867 erfolgten Herstellung der Constitution war viele weit wichtigere Arbeit zu vollbringen, und die unaufschiebbar dringend nöthigen Investitionen nahmen die finanzielle Kraft des Landes derart in Anspruch, dass die Frage der Erbauung des ständigen Parlamentshauses in den ersten Jahren der constitutionellen Wiedergeburt gänzlich in den Hintergrund treten musste.

Schließlich konnte die Lösung dieser wichtigen Frage nicht mehr verschoben werden, und wurde auf Grund einer seitens der Regierung eingebrachten meritorischen Vorlage im Jahre 1880 der LVIII. Gesetzartikel geschaffen, welcher die Erbauung eines für die beiden Häuser der Legislative bestimmten Parlamentshauses anordnete. Dieser Gesetzartikel wurde durch Se. Majestät den König unter Gegenzeichnung des Ministerpräsidenten Coloman Tisza am 14. December 1880 zu Gödöllő sanctioniert.

Der mit der Durchführung des Gesetzes betraute Ministerpräsident organisierte eine aus Mitgliedern des Oberhauses, des Abgeordnetenhauses, ferner aus Vertretern des Ministerpräsidiums, des Ministeriums des Innern, des Communicationsministeriums, des hauptstädtischen Baurathes und der hauptstädtischen Commune, endlich aus mehreren hierzu berufenen Fachmännern zusammengestellte „Landescommission", die sich am 20. März 1881 constituierte.

Die Aufgabe der „Landescommission" war, das Bauprogramm auszuarbeiten, auf Grund dieses Programmes eine öffentliche Planconcurrenz abzuhalten, ferner ein Urtheil über die einlangenden Projecte abzugeben und schließlich eines derselben als Grundlage der Ausführung in Vorschlag zu bringen.

Der Termin der mit Zugrundelegung des durch die Landescommission ausgearbeiteten Bauprogrammes veranstalteten Concurrenz lief am 1. Februar 1883 ab, und wurden insgesammt 19 Projecte eingereicht.

Die Jury, bestehend aus der durch Experten des ungarischen Ingenieur- und Architektenvereines, des Landesvereines für bildende Künste sowie des Landessenates für bildende Künste verstärkten Landescommission, gab ihr Urtheil über die Projecte ab und sprach die vier gleich großen Preise Plänen zu, deren Motti folgende gewesen: „Alkotmány" (I), „Patres conscripti", „Alkotmány" (II.) und „Scti. Stephani regis".

Die Mottobriefe bargen die Namen: Professor Emmerich Steindl, Professor Alois Haußmann, Albert Schickedanz und Wilhelm Freund, ferner Otto Wagner, Mauritius Kallina und Rudolf Bernd.

Es liegt in der Natur der Sache, dass kein einziges der preisgekrönten Projecte — bei Ausschluss jedweder Modification — zur Ausführung geeignet erschien. Die Landescommission betraute daher mit der Ausarbeitung des endgiltigen Projectes unter Benützung des einigen Abänderungen unterworfenen Bauprogrammes den Architekten und Polytechnicum-Professor Emmerich Steindl. Professor Steindl, dem Auftrage Folge leistend, legte die neuen Pläne in der am 24. Februar 1884 abgehaltenen Sitzung der Landescommission vor, und wurden dieselben mit Modificierungen bezüglich der Grundrisseintheilung zur Ausführung angenommen.

Hiermit hatte die bisher thätig gewesene Landescommission ihre Aufgabe erfüllt und wurde aufgelöst.

Die weiteren Agenden bestimmte der im Jahre 1884 eingebrachte XIX. Gesetzartikel, welchen Se. Majestät der König mit Gegenzeichnung des Ministerpräsidenten Coloman Tisza am 22. Mai 1884 zu Budapest zu sanctionieren geruhte.

Letztgenannter Gesetzartikel ordnete an, dass das ständige Parlamentshaus im Sinne des bereits früher erwähnten, im Jahre 1880 geschaffenen LVIII. Gesetzartikels nach den vorgelegten und nunmehr genehmigten Plänen aufgebaut und die Bauarbeiten in der Weise fortgesetzt werden sollen, dass der Bau, wenn möglich, in der Zeitdauer von 10 Jahren zur Vollendung gebracht werden könne.

Der Ministerpräsident, mit der Vollstreckung des Gesetzes betraut, creierte einen „Baurath", dessen Präsidium er sich vorbehielt, zur Effectuierung des Baues aber berief er die „Executivcommission", zu deren Präsidenten er den Grafen Ludwig Tisza ernannte, dem zugleich das Vicepräsidium des „Baurathes" übertragen ward.

Die Executivcommission setzte die Baukosten auf Grund eines durch den bauleitenden Architekten Emmerich Steindl ausgearbeiteten Kostenvoranschlages in Folgendem fest:

1.	Eigentliche Baukosten mit Ausschluss der inneren Einrichtung, Möblierung und Decoration	9,546.653	fl.	88 kr.
2.	Kosten der durch den Bau nothwendig gewordenen Verlegung des hauptstädtischen Wasserwerkes, der Quairampen 2c.	250.000	„	— „
3.	Kosten der Administration	300.000	„	— „
4.	Honorar des bauleitenden Architekten .	450.000	„	— „
	Zusammen . .	10,546.653	fl.	88 kr.

Die Kosten der inneren Einrichtung wurden — ein diesbezüglicher Kostenvoranschlag stand damals noch nicht zur Verfügung — mit beiläufig 2,000.000 fl. angegeben.

Die factischen Bauarbeiten des Parlamentshauses begannen am 12. October 1885, an welchem Tage der erste Spatenstich vollbracht wurde.

Die Erdarbeiten konnten aber nicht mit voller Kraft fortgesetzt werden, sondern trugen vielmehr den Charakter des Vorbereitungsstadiums an sich, denn das zur Zeit auf der Bauarea noch befindliche hauptstädtische Wasserwerk legte der systematischen Bauarbeit momentan unüberwindliche Hindernisse in den Weg, dass die Erdarbeiten am 29. Mai 1886 gänzlich eingestellt werden mussten.

Die Transferierung des Wasserwerkes auf den stromabwärts der Margaretenbrücke in unmittelbarer Nachbarschaft des Parlamentsbauplatzes gelegenen Grund konnte nur langsam und mit aller Vorsicht, namentlich damit die Wasserversorgung der Hauptstadt keinerlei Abbruch erleide, vorgenommen werden.

Mit der Inbetriebsetzung des neuen Wasserwerkes waren auch die bisherigen Hindernisse aus dem Wege geschafft, so dass die unter-

brochenen Erdarbeiten am 25. October 1886 wieder aufgenommen und am 31. August 1887 vollendet werden konnten.

Nebstbei konnte auch an den Stellen, wo der Erdaushub bereits beendet gewesen, am 16. Juni 1887 an die Betonierung des Fundamentes geschritten werden.

Das Gebäude steht auf einem in seiner ganzen Ausdehnung zusammenhangenden, ohne Zeitunterbrechung continuierlich gelegten Betonflötz, dessen normale Dicke 2 *m*, unter der Fläche der Höfe aber 0·75 *m* beträgt.

Die Sohle dieses Betonflötzes liegt in der Tiefe des Nullpunktes des Donaustromes, die die Basis des Mauerwerkes bildende Oberfläche desselben ist demnach + 2 *m* ober dem Nullpunkt.

Nachdem aber das Mauerwerk der Brunnen und Canäle des entfernten hauptstädtischen Wasserwerkes auch abgerissen und die zurückgebliebenen, mitunter tief unter dem Nullpunkt der Donau befindlichen Schachte ebenfalls mit Beton ausgefüllt werden musſten, nahm die Dicke des Betonflötzes stellenweise zu. So ist die Sohle des unter der Donaufronte gelegenen Betons — 1·50 *m*, die des Mittelrisalits an der Donau — 2·20 *m*, die der Kuppel — 2·69 *m* unter dem Nullpunkte, daher auch die Dicke des Betonflötzes an den genannten Stellen 3·50 *m*, beziehungsweise 4·20 *m* und 4·69 *m* beträgt. Die ohne Unterbrechung und unter ständiger Controle Tag und Nacht fortgesetzte Betonierung wurde am 1. October 1887, also in einer drei und einhalb monatlichen Zeit beendigt. Den hierzu benöthigten Roman-Cement lieferte die Cementfabrik zu Lábatlan.

Die Fläche des Betonflötzes beträgt 19.524·90 m^2 oder 3·39 Catastraljoch.

Die Kosten der Fundierung des Baues, inbegriffen jener, die das Ausfüllen mit Flusſschotter der zwischen den Fundamentmauern befindlichen Zwischenräume von der Betonplatte bis zur Kellersohle verursachte, betragen insgesammt 1,200.000 fl.

Die Steinmetzarbeiten wurden am 10. December 1888 in Angriff genommen. Zur Verwendung gelangten folgende Steingattungen:

a) Hartes Material aus den Brüchen Süttő, Almás, Piszke, Haraszti, Neusohl und Csobánka, ferner Marmorsorten aus Siklós, Gyüd (Baranyaer Comitat) und Waskó (Biharer Comitat), ferner San Girolamo, Castelvenere, Siena, Sarrancolin und Granit aus Kis-Sebes, Mauthausen und Schweden.

b) Mittelhartes Material aus den Brüchen Varasd, Bia, Kolosmonostor, Várpalota und Medolin.

c) Weiches Material aus den Brüchen Böth, Bia und Máléhegy.

Das Quantum der Steinmetzarbeit beträgt ungefähr 4500 Currentmeter, 20.000 m^2, 30.000 m^3 und 5000 Stück (Baluster, kleine Capitälchen u. s. w.), ferner 20.000 Currentmeter Stiegenstufen. Die Stückzahl der zum Versetzen gelangten Steine kann mit circa 500.000 angenommen werden.

Der Ministerrath sprach im Jahre 1892 den Wunsch aus, dass die aus Anlass der Jubelfeier des 1000jährigen Bestandes der Nation abzuhaltende festliche Sitzung der Legislative bereits im neuen Parlamentshause tagen möge, und richtete demnach die Anfrage an die Executivcommission, ob die Fortsetzung, respective Beschleunigung der Bauarbeiten es ermögliche, dass die zur Abhaltung der solennen gemeinschaftlichen Sitzung der beiden Häuser der Gesetzgebung geeigneten Räume bis zur Zeit der Millennarfeier vollendet werden könnten.

Der bauleitende Architekt hielt die Idee für ausführbar, doch involvierte die Realisierung derselben ein Abweichen von dem bisher beobachteten und mit Rücksicht auf die in der ganzen Ausdehnung des Baues gleichmäßig und parallel fortlaufenden Arbeiten normierten Bauprogramme, sie forderte ferner die Anlagen von — im Originalplane nicht vorhergesehenen — Logenräumen in der Kuppelhalle und hatte schließlich zur Folge, dass stellenweise billigere, dafür zu ihrer Beschaffung längere Zeit benöthigende Materialien durch theurere, aber in kürzerer Zeit lieferbare ersetzt werden mussten.

Es zeigten sich jedoch gegenüber dem Kostenvoranschlage bisher keinerlei Mehrkosten, und wenn auch einzelne Posten des Baupräliminares überschritten wurden, ist der Mehrbedarf immer wieder durch Ersparnisse bei anderen Posten gedeckt worden.

Und nun wurde in Erreichung des Zieles, bis zur Millennarfeier das Äußere des Gebäudes gänzlich, das Innere desselben aber in seinen für die solenne Sitzung auserwählten Räumen fertig zu stellen, dank der rastlosen Thätigkeit aller an dem Werke Mitwirkenden Großes geleistet.

Der Erfolg hiervon war, dass am 5. Mai 1894 in althergebrachter Weise das „Gleichenfest" gefeiert, ein Jahr darauf am 16. Mai 1895 — schon unter dem endgiltig angefertigten Kuppeldache — der gewaltige Schlussstein des Kuppelgewölbes versetzt und schließlich im December 1895 das ganze Äußere des Gebäudes von den Gerüsten befreit werden konnte.

Zur Beleuchtung der riesigen Dimensionen des Baues mögen außer den bisher angeführten noch folgende Daten dienen.

Es wurden 137.600 m^3 Ziegelmauerwerk und 17.400 m^3 Ziegelgewölb- und Gurtenmauerwerk, zusammen demnach 155.000 m^3 Mauerwerk in Ziegel ausgeführt. Hierzu wurden mehr als 40 Millionen Ziegel verwendet.

Die Quadratur der mit geschlemmten Ziegeln verblendeten Hofaçaden und Luftcanäle ist 24.300 m^2. Die Masse des gelegten Betons beträgt 61.000 m^3, die des Erdaushubes 176.000 m^3.

An Eisenbestandtheilen wurden verwendet:

Gewalzte Träger	9.346·78 *q*
Genietete Träger	1.838·27 *q*
Unterlagsplatten	1.649·31 *q*
Mauerschließen	2.339·61 *q*

Dachconstruction	12.949·92 q
Diverse Eisenbestandtheile . . .	244·08 q
Zusammen . .	28.368·00 q

Das ständige Parlamentshaus, dessen Grundform ein durch Risalite erweitertes Parallelogramm bildet, ist in der Weise situiert, dass seine Längenachse parallel zum Donaustrome läuft, die Querachse sich aber mit der Mittelachse der gegenüber der Stadtfronte des Gebäudes auf den Platz ausmündenden und auf 28 *m* verbreiterten Alkotmány-gasse im Hauptportale unter einem stumpfen Winkel schneidet.

Der untere Quai bleibt für Wagenverkehr frei, der obere ist hingegen nur für Passanten benützbar.

Die Länge des Gebäudes beträgt, inbegriffen die an den Flügeln angebrachten gedeckten Unterfahrten, 270 *m*, die größte Breite mit Anschluss der vor dem Hauptportale gelegenen großen Freitreppe 123 *m*.

Die Größe des Platzes um das Gebäude ist — als Begrenzung die Linien der ihn umgebenden Häuserreihen gedacht — 72.300 m^2 oder 20.107 Quadratklafter, d. i. 12·57 Catastraljoch. Der Flächenraum des Gebäudes selbst beträgt 17.745·45 m^2, hiervon entfallen auf Höfe 2417·53 m^2, demnach ist die bebaute Fläche 15.327·92 m^2 groß.

Der untere Quai ist + 6 *m*, der obere + 11 *m* ober dem Nullpunkt des Donaustromes gelegen. Das Niveau des Platzes vor der großen Freitreppe der Stadtfronte ist + 11·60 *m*.

Die Höhenlage der Donauarcaden ist + 14 *m*, die der Kellersohle + 9·68 *m* und die des Parterres + 15 *m* ober dem Nullpunkt der Donau.

Das Kellergeschoss ist 5·32 *m*, das Parterre 5·50 *m*, der Mezzanin 4·36 *m* hoch.

Die im ersten, also im Hauptstockwerke gelegenen Localitäten haben gruppenweise verschiedene Höhen. Die Bureaus sind 7·50 bis 8·70 *m* hoch; die Höhe der Sectionssitzungssäle, der Lese-, Conversations- und Speisesäle erstreckt sich bis auf 10 *m*.

Die Höhe der Kuppel ist 107 *m*, die der Thürme an der Donaufronte, inbegriffen die aus Kupfer getriebenen Standartenträger, 83·60 *m* ober dem Nullpunkt der Donau, d. i. 72·60, beziehungsweise 96 *m* ober dem Niveau des Trottoirs.

An die im Centrum des Gebäudes errichtete, durch zwei Thürme flankierte Kuppel schließen sich rechts und links, vermittelt durch die „Lobbys“ und die „Couloirs“, die beiden Sitzungssäle der Gesetzgebung an, deren Mauern und Dächer, mit schlanken Thürmen eingefasst, sich über die übrigen Theile des Gebäudes emporheben und so auch von außen jene Räume kennzeichnen, in welchen die Legislative der Nation ihrer Pflicht waltet. Die Kennzeichnung der Sitzungssäle am Äußeren des Gebäudes ist in der Weise durchgeführt, dass der leitende Gedanke, der Einheit der Gesetzgebung auch in der Architektur Ausdruck zu

verschaffen, nicht außeracht gelassen ist. Das Symbol dieser Einheit ist aber die die beiden Häuser der Legislative verbindende und das ganze Gebäude dominierende Kuppel.

Das Hauptportal wurde mit Rücksicht auf die leichtere, bequemere Zugänglichkeit in den Mittelrisalit der Stadtfronte verlegt, woselbst drei Eingänge in die Vorhalle führen. Aus den an den beiden Flanken des der Stadt zugekehrten Hauptrisalites angeordneten gedeckten Unterfahrten gelangt man durch je eine Pforte auch in das letztgenannte Hauptvestibule.

Das Hauptvestibule verlassend, schreitet man über die Feststiege in die Vorhalle des Hauptstockwerkes, aus der rechts und links Thüren in die Garderoben des Oberhauses, beziehungsweise in die des Abgeordnetenhauses führen. Aus dieser Vorhalle gelangt der Besucher in den die Kuppel umgebenden Corridor und von hier aus in die Kuppelhalle selbst.

Der Eintretende hat nun zur rechten Hand den Sitzungssaal des Oberhauses, zur linken den des Abgeordnetenhauses sammt den die beiden Sitzungssäle umgebenden Conversationshallen (Lobbys), Couloirs u. s. w., vor sich die beiden Häusern gemeinschaftlich dienenden Räumlichkeiten, als Buffet-, Lese- und Conversationssäle u. a. m., vor welchen eine freien Ausblick auf die Donau gewährende offene Loggia angelegt ist.

In unmittelbarer Nähe der Sitzungssäle sind die Arbeits-, Empfangs- und Amtslocalitäten der Präsidenten und Quästoren der Häuser; die Zimmer der Minister und der Ministerrath-Saal gruppieren sich im großen Mittelrisalit um den ober dem Hauptportal disponierten Sitzungssaal der Delegation.

Die beiden Portale zweiten Ranges, welche aber sammt den Vestibulen und Stiegenhäusern, zu denen sie führen, gleicherweise eine monumentale Durchbildung erhielten, befinden sich im Mittel der Süd- und Nordfronte. Ersteres ist für das Abgeordnetenhaus, letzteres für das Oberhaus bestimmt, und gelangt man von hier aus zu den zum Theil im Parterre, zum Theil im Halbstock und im Hauptstockwerk gelegenen Bureaus, Hilfsämtern, Sectionssitzungssälen und zu den großen Sitzungssälen der Häuser. In der Nähe der Stiegenhäuser ist für bequeme Fahrstühle (Lifts) gesorgt.

Der Halbstock des mittleren Theiles des Gebäudes ist für die Bibliothek und das Archiv, die übrigen Theile des Mezzanins sind für Leseräume, für die Stenographen und Journalisten reserviert, während im Parterre das Post- und Telegraphenamt, das Zahlamt, Protokoll und Exhibit, die Wohnung des Hausverwalters, ferner noch Bibliothek und Archiv Unterkunft finden.

Bezüglich der großen Sitzungssäle ist erwähnenswert, dass der Saal des Oberhauses 324, der des Abgeordnetenhauses aber 461 Sitzplätze für Reichstagsmitglieder enthält, und sind außerdem in jedem Saal 10 Ministerfauteuils, eine Tribüne für den Präsidenten und die Schriftführer, endlich eine Referentenbühne aufgestellt.

Für die Stenographen sind 7 Sitze bestimmt und im Saale derartig disponiert, dass die Stenographen zu denselben mit Benützung einer unter der Präsidententribüne angelegten separaten Treppe aus ihren im Mezzanin befindlichen Räumen gelangen können.

Aus den die Sitzungssäle umschließenden Hallen und Couloirs führen nebst den für das Präsidium und die Functionäre des Hauses bestimmten zwei Thüren je neun Eingänge in die Säle, zu deren in zwei Stockwerken angelegten Gallerien je vier Stiegen hinaufgeleiten.

Auf den Gallerien des Abgeordnetenhauses, deren Grundfläche zusammen 505 m^2 beträgt, sind 390, auf den 540 m^2 Flächenraum einnehmenden Logen des Oberhaus-Sitzungssaales hingegen 414 bequeme Sitzplätze untergebracht. Jeder der in der Grundrissform vollkommen gleich angelegten, doch in der architektonischen Ausbildung voneinander abweichenden polygonalen Sitzungssäle ist bei 550 m^2 Flächenraum und 9800 m^3 Luftvolumen 25·60 *m* lang, 23·45 *m* breit und 17 *m* hoch.

Die Tagesbeleuchtung der Sitzungssäle geschieht durch hohes Seitenlicht, welches durch je 12 große, in einem Saal zusammen 200 m^2 Lichtfläche besitzende Fenster in den Raum bringt. Überhaupt wurde — mit Vermeidung von Oberlicht — zur Beleuchtung sämmtlicher Sitzungssäle und anderer Localitäten Seitenlicht gewählt.

Im Kellergeschoss sind schließlich die für Lüftungs- und Beheizungsanlagen, für Sicherheits- und Feuerlöschmannschaft nothwendigen Räume, ferner Dienerwohnungen, Magazine und das Buffet versehende Küchen untergebracht.

In Anbetracht der hehren Bestimmung sowie im Interesse der auf Jahrhunderte hinaus geplanten Stabilität des Palastes kam durchwegs dauerhaftes, echtes Material zur Verwendung. Die äußeren Façaden, desgleichen die stark in Anspruch genommenen Constructionstheile, als Pfeiler, Säulen, Gewölbsfüße, Gurten u. s. w., sind aus Haustein hergestellt. Zu der architektonischen Ausbildung der Innenräume, namentlich der Vorhallen, Stiegenhäuser, Sitzungssäle und sonstigen Festräume benützte man verschiedene — im ersten Theile vorliegender Beschreibungen angeführte — Marmorsorten.

Es kann nicht unerwähnt bleiben, dass zur Erzeugung ungarischen Edelmarmors und damit zur Begründung der inländischen Marmorindustrie der Bau des ständigen Parlamentshauses den Impuls gegeben.

Unsere Steinmetzmeister und Steinbruchbesitzer, durch Geologen und Petrographen auf die bisher brach gelegenen, den Bauleuten unbekannt gewesenen und Edelmarmor reichlich enthaltenden Fundorte (Baskó, Siklós, Gyüd u. a.) aufmerksam gemacht, eröffneten hier mit namhaften Investitionen Brüche. Behufs Bearbeitung, d. i. zum Sägen, Hobeln, Drechseln, Schleifen und Polieren des sowohl der Farbe als auch der Qualität nach ausgezeichneten Marmormaterials wurden Steinbearbeitungsmaschinen bester Construction errichtet.

Die Höfe des Gebäudes, zehn an der Zahl, sind mit geschlemmten Ziegeln verblendet, und wurde zu ihrer architektonischen

Durchbildung Majolica verwendet. Das Blatt- und Blütenwerk der Capitäler und sonstigen architektonischen Details ist realistisch aufgefasst und mit geringer Stilisierung direct der Pflanzenwelt entnommen. Die Idee, die in der Natur vorfindbaren schönen Pflanzenformen in der Architektur der Höfe zu verwerten, führte in der Detailbildung zu unzähligen Variationen. So finden wir beispielsweise in den Architraven und Füllungen (Metopen) der Gesimse, Fensterverbrämungen, Archivolten u. s. w. decorativ verwendet die Blätter, Blüten oder Früchte der Weinrebe, der Eiche, des Nadelholzes, des Hopfens, der Tulpe, der Tabakpflanze, der Paprikapflanze u. a. m.

Am Äußeren des Gebäudes sind 90, im Inneren 162, insgegesammt daher 252 Plätze für Statuen vorhanden, alle durch reiche Baldachine bekrönt, die am Äußeren des Gebäudes aus Stein, im Inneren desselben aus Bronze angefertigt sind.

Der leitende Gedanke bei der Anordnung der Statuen war, die Geschichte der Nation von der Landnahme bis zur Gegenwart getreulich zum Ausdrucke zu bringen.

In Parterrehöhe des nördlichen Risalites steht in Begleitung zweier Nebenfiguren die Statue Árpáds, die Landnahme symbolisierend; am südlichen Risalit — der erwähnten Höhe entsprechend — ist die Gründung des Staates durch die ebenfalls von zwei Figuren umgebene Statue des Königs St. Stephan dargestellt.

Auf der Nordfronte ober der durch Árpád zum Ausdruck gebrachten Landnahme stehen die Statuen der sieben Heerführer.

Auf der Donaufronte sind, abermals mit Árpád beginnend, die Statuen der Heerführer und sämmtlicher ungarischen Könige bis zu Ferdinand V. in chronologischer Reihenfolge angebracht, auf den Façaden der Stadtseite befinden sich die Statuen der Fürsten von Siebenbürgen, ferner jene bedeutender Palatine, Kriegshelden und Staatsmänner.

Ober dem Hauptportale der Stadtfronte sind die Statuen der in der Geschichte der Nation hervorragenden Könige Ludwig des Großen und Matthias Corvinus aufgestellt.

Oberhalb der letztgenannten zwei Statuen, im Mittelgiebel der Gesimsbekrönung, ist das große Staatswappen, unterhalb auf der Façade sind die separaten Wappen der Länder der heil. Stephanskrone, schließlich unter dem Hauptgesimse der übrigen Theile der Stadtfronte die Wappen sämmtlicher Comitate und königl. Freistädte in Stein gehauen.

Zum Schlusse sei noch bemerkt, dass alles Dachwerk aus Eisen construiert ist und zu den Deckenconstructionen durchwegs feuersicheres Material verwendet wurde.

Zu dem an der Stadtseite angebrachten Hauptportale führt eine mächtige Freitreppe, deren 21 Stufen hinanschreitend, man in eine offene Vorhalle gelangt, aus welcher wieder drei Eingänge in das mit ornamentaler Malerei und Vergoldung reich geschmückte große Vestibule führen. In letzteres mündet auch der 6 *m* breite Parterre-Corridor, der das

Vestibule mit den beiderseits der Stadtfronte angelegten gedeckten Unterfahrten verbindet. Von hier aus kommt man über 77 Stufen, zwischen denen drei bequeme Ruheplätze angeordnet sind, in die vor der Kuppelhalle im Hauptstockwerke gelegene Vorhalle.

Die Prunkstiege, die gleich der Kuppelhalle nur bei besonderen festlichen Gelegenheiten benützt werden wird, befindet sich in einem Raum, dessen Länge 32·08 *m*, dessen Breite in der oberen Mauerflucht 15·50 *m* und dessen Höhe vom Fußboden des unteren Vestibules bis zum Gewölbschluss 20·90 *m* beträgt.

Der untere Stiegenarm führt in der Breite von 5·00 *m* bis zu dem in der halben Stockwerkshöhe gelegenen großen Ruheplatz, von hier geht die Treppe in der ganzen Breite des Stiegenhauses in das Hauptstockwerk. Von dem letztgenannten Ruheplatz führen zwei Seitenarme zu einem breiten Corridor, in dessen Mitte sich der Eingang zum Saal der Delegation öffnet.

Die Längswände des Stiegenhauses sind durch je vier Pfeiler und vier Säulen in je sieben Felder getrennt, in deren Achsen insgesammt vierzehn durch Säulchen getheilte, mit Maßwerken und Glasmalereien gezierte Fenster den imposanten Raum mit entsprechend temperiertem Licht versehen. Die Stirnseiten des Stiegenhauses werden durch je zwei Pfeiler in je drei Öffnungen gespalten.

Aus den vergoldeten Blattcapitälern der an den Längs- und Stirnmauern stehenden Pfeiler und Säulen entwickelt sich das durch reich ornamentierte und vergoldete Gurten in Felder getheilte und durch Rippen, Schlussteine und Ornamentik belebte Gewölbsystem, dessen — und zwar an den Längsseiten je sieben, an den Stirnseiten je drei — aufsteigende Gewölbsfelder das im Schlusse angelegte und durch reiche Profilierung in drei Abtheilungen zerfallende horizontale Spiegelgewölbe tragen.

Während die Kuppelhalle zufolge der ihr eigenthümlichen Gestaltung für figurale Malerei keine genügende Fläche aufweist, demnach zu ihrer künstlerischen Ausschmückung neben der Architektur die Sculptur und ornamentale Malerei allein beitrugen, hat hier im Feststiegenhause auch die monumentale Wandmalerei ein Feld des Schaffens gefunden.

Die drei Spiegelflächen des Gewölbes, deren Seitentheile je 8·00 *m* lang und 4·60 *m* breit sind, zieren auf die ungarische Gesetzgebung Bezug habende, „al tempera" gemalte Plafondgemälde, ausgeführt von Karl Lotz, dem Meister des Deckengemäldes in der königl. Oper. An den vier Mittelpfeilern der Längswände stehen auf Consolen vier Statuen, die Krönungsinsignien und zwar die heilige Krone, den königl. Scepter, den Reichsapfel und das Schwert des heil. Stephan tragende Pagen darstellend. Sowohl die Consolen als auch die über den Pagen angebrachten, reich gegliederten Baldachine sind aus Bronze gegossen; die in Farbe und Vergoldung dem polychromen Raume sich harmonisch anschmiegenden Statuen hingegen sind aus Zinkguss verfertigt.

Auf dem vornehmsten Platze — nämlich gegenüber der Kuppelhalle, in der Mittelöffnung des Delegationscorridors — gelangt die Marmorgruppe Ihrer Majestäten in ungefähr anderthalber Lebensgröße zur Auf-

stellung. Behufs Beschaffung des Modells für diese Gruppe wurde seinerzeit eine öffentliche, später dann eine engere Concurrenz abgehalten, und haben die zum engeren Wettbewerbe aufgeforderten drei Bildhauer, Nikolaus Köllő, Anton Szécsi und Eduard Mayer, ihre im Drittel der auszuführenden Größe angefertigten Gipsmodelle bereits eingereicht, über welche die hierzu berufene Jury demnächst ihr Urtheil abzugeben haben wird.

Die vierzehn Postamente der zwischen den Pfeilern und Säulen befindlichen Balustraden sind auch für Statuen bestimmt.

Bezüglich der im Feststiegenhause zur Verwendung gelangten Materialien ist bemerkenswert, dass die Wandverkleidung des unteren Stiegenhauses aus Gyüder dunkelbraunem, die der oberen Stiegenläufe aus Gyüder lichtbraunem, die Sockel, Postamente und Deckplatten sämmtlicher Balustraden sowie die Stufenzargen aus Gyüder gelbgrauem Marmor angefertigt sind. Die Säulchenschäfte der Balustraden sind aus Vaskóer rothem Marmor gedrechselt und die Capitäler derselben aus im Feuer vergoldeter Majolica hergestellt. Der gelbe Marmor der das Gewölbesystem tragenden Pfeiler ist aus den Brüchen von San Girolamo, der rothbraune Granit der acht Säulenmonolithe aus Schweden geliefert.

Der Bedarf an Rohmaterial für die in einem Stücke 5·80 *m* langen Stiegenstufen wurde, nachdem die Brüche in Gyüd und Siklós nicht genügend abgeteuft und deshalb für so außergewöhnliche Längendimensionen noch nicht lieferungsfähig waren, in Anbetracht der Fertigstellung zur Millennarfeier aus den Brüchen zu Castelvenere (bei Görz) gedeckt, die Bearbeitung des Rohmaterials geschah jedoch am Bauplatze.

Das Gewölbsystem der Feststiege ist aus Eisen construiert, und sind die zwischen dem Eisengerippe in zwei Lagen obereinander eingespannten — also doppelten — feuersicheren Gewölbe nach dem patentierten System C. Rabitz angefertigt.

Die Kuppel ist aus einem Sechzehneck construiert, dessen kleinster innerer Durchmesser 20·80 *m* beträgt.

Auf sechzehn je 4·438 m^2 Grundfläche besitzenden Pfeilern ruht die gewaltige Masse der Kuppel. Zwischen den Pfeilern führen je 3 *m* breite und bis zum Schluss des Spitzbogens 8·10 *m* hohe Öffnungen aus dem geräumigen polygonalen Corridor in die eigentliche Kuppelhalle, den opulenten Corridor in die Raumwirkung der festlichen Halle miteinbeziehend.

Ober den die Function des Tragens durch kräftige Profilierung zum Ausdruck bringenden Archivolten der sechzehn Öffnungen ist — von den unteren Theilen der Halle durch ein discret ornamentiertes bandartiges Cordongesims abgetrennt — das Logenstockwerk angeordnet, das trotz seines Reichthums durch das im Polygon stets sich wiederholende Motiv der mit Giebeln, Krabben und Fialen bekrönten triforienartigen Dreitheilung den Eindruck der Ruhe macht.

Um die 9·74 *m* über dem Marmorfußboden der Halle situierten Logen ist ein den Dimensionen des unteren Kuppel-Corridors entsprechender Logengang angelegt, zu dem zwei Wendeltreppen führen.

Die Höhe der Halle bis zum Gewölbschluss ist 27·20 *m*. Die Halle erhält ihr Licht aus sechzehn je 2 *m* breiten und sammt den Maßwerken 8·80 *m* hohen, mit Glasmalerei geschmückten Fenstern, die derart construiert sind, dass die äußeren, der Architektur der mächtig aufstrebenden äußeren Kuppel entsprechend, höher, die inneren aber, der Harmonie der Raumwirkung Sorge tragend, tiefer angebracht wurden.

Das Rippennetz des aus ungefähr halber Höhe der Halle sich entwickelnden Gewölbes ist aus Biaer Stein gehauen, zwischen den Rippen ein doppeltes Gewölbe — nach dem patentierten System C. Rabitz — gespannt.

Die Sockel der Pfeiler sind aus Almáser Kalkstein, die Schäfte derselben aus Neusohler Sandstein, die das Rippensystem tragenden dreitheiligen inneren Pfeilerbündel aus rothem Siklóser Marmor gemeißelt.

Die an den Leibungen der Kuppelpfeiler angebrachten Lisenen sammt den auf letzteren sich erhebenden Gurtungen sind aus gelbem Marmor von San Girolamo, die Wandverkleidungen zwischen den Lisenen aber aus Sarrancoliner Marmor hergestellt.

Die Wandzwickel zwischen den unteren Öffnungen und dem Fußgesimse des Logenstockwerkes sind mit Sarrancoliner Marmor feinerer Sorte verkleidet. Das Material des Cordongesimses ist aus Gyüd, das der Säulenbündel der Logenräume sowie das der oberen Wandverkleidung aus Baskó.

Unter den aus Bronze gegossenen 48 Baldachinen der Kuppelpfeiler stehen Statuen der bedeutendsten ungarischen Könige und Fürsten von Siebenbürgen in Begleitung von je zwei Pagen, die das Wappenschild, das Schwert oder auf die Individualität der dargestellten Person Bezug habende Symbole tragen. Die Reihenfolge der Statuen, begonnen an dem linksseitigen Pfeiler der der Feststiege zunächst gelegenen Mittelöffnung gegenüber und von hier rechter Hand fortgesetzt, ist, wie folgt:

Árpád	modelliert	von	Anton Szécsi,
Stephan der Heilige	„	„	Nikolaus Köllő,
Ladislaus der Heilige	„	„	Josef Róna,
Coloman der Bücherfreund	„	„	Eduard Mayer,
Andreas II.	„	„	Alois Mátray,
Béla IV.	„	„	Anton Loránffy,
Ludwig der Große	„	„	Béla Brestyanszky,
Johann Hunyady	„	„	Julius Bezerédy,
Matthias Corvinus	„	„	Julius Bezerédy,
Stephan Báthory	„	„	Béla Brestyanszky,
Stephan Bocskay	„	„	Josef Róna,
Gabriel Bethlen	„	„	Alois Mátray,
Georg Rákóczy I.	„	„	Josef Róna,

Karl III. modelliert von Nikolaus Köllő,
Maria Theresia „ „ Nikolaus Köllő,
Leopold II. „ „ Eduard Mayer.

Die in den Durchdringungen der Gewölbrippen angebrachten Schilde tragen die Wappen der unter denselben links dargestellten Personen.

Der mosaikartige Plattenbelag des Fußbodens der Halle ist aus Siklóser lichtrothem, Piszkeer dunkelrothem, Gyüder dunkel- und lichtbraunem, ferner aus gelbem und aus Oberalmer grauem Marmor zusammengestellt.

Budapest. Ladislaus Steinhausz.

Österreichisch-Ungarische Dichterhalle.

Es hallt ein Ruf vom Donaustrande.

Innsbruck. Von B. Del-Pero.

Es hallt ein Ruf vom Donaustrande,
Wie väterliches Mahnwort weich,
Und kündet laut von Land zu Lande
Dein künftig Heil, mein Österreich,
Und rührt des Herzens beste Saite,
Die längst verstummt im Hassesbrand:
„Lasst, Kinder, ab vom langen Streite,
Und reicht Euch brüderlich die Hand!“

Der Friede nur, sein Wunderweben
Beglücken mag die Völker all,
Nur die Versöhnung kann sie heben,
Wenn Zwietracht sie gebracht zu Fall;
Welch Volk auf aller Erdenweite
Ward stark im Hassen, welches Land?
Lasst, Kinder, ab vom langen Streite,
Und reicht Euch brüderlich die Hand!

Schon regt sich herrlich allerwegen,
Mein Österreich, Dein Doppelaar,
Dies Jahr winkt Dir voll goldnem Segen:
's ist Deines Kaisers Jubeljahr!
's ist Deine Zeit, die benedeite,
Geschenkt von Gott zum Friedenspfand:
Lasst, Kinder, ab vom langen Streite,
Und reicht Euch brüderlich die Hand!

Ans Werk, Ihr Völker all, ans hehre,
An der Versöhnung großen Bau,
Kein schönres könnt zu Kaisers Ehre
Ihr thürmen je zum Himmelsblau!
Ans Werk denn, das noch späten Zeiten
Als Wahrmal dien', mein Vaterland:
Lasst, Kinder, ab vom langen Streiten,
Und reicht Euch brüderlich die Hand!

Sonette von Alois Konrad.

Bregenz-Tannenbach.

Entschuldigung.

Des Südens Lüfte hab' ich nie getrunken,
Und meine Wiege floh die Nachtigall,
Ein felsentsprungner, wilder Wasserfall
Entfachte früh in mir den Dichterfunken.

Da lag ich oft in tiefen Schmerz versunken
Und weinte zu des Gießbachs Donnerschall,
Mir schlug ans Ohr der dumpfe Wiederhall,
An meinem Himmel wollt' kein Sternlein prunken.

Darum verzeiht, wenn meine Lieder grollen
Und manchmal klappert meine Melodie
Und alle heißem Leide sind entquollen:

Nur Felsen hört' ich dumpf zu Thale rollen,
Wenn kurz vorher ein Donnerschlag erschollen,
Und wahrlich, Äolsharfen lauscht' ich nie!

Glebae adscriptus.

O welche Lust, frei über Thal und Hügel
Den Sommerwolken gleich dahin zu fliegen,
Den Äther trinken in gedehnten Zügen
Und wieder thalwärts mit verhängtem Zügel!

Dem Vogel lieh der Weltenschöpfer Flügel,
An Schnelligkeit die Wolken zu besiegen,
So schwer die Mineralien auch wiegen,
Das Wasser schwingt sich auf vom Meeresspiegel.

Der Blüte ward ein Flügelkleid gegeben,
Noch in der Frühlingsluft umherzuschweben,
Eh' sie Verwesung streng in Fesseln hält:

Der Menschensohn nur muss sein ganzes Leben,
Ein Erdensclave, an dem Staube kleben,
Bis er im Grabe selbst in Staub zerfällt.

Einem Entmuthigten.

Verzage nicht an Deinem einst'gen Glücke,
Wenn Deine Feinde, finstere Zeloten,
Dich jubelnd zählen zu den geistig Todten,
Weil einmal Du erlagst dem Missgeschicke!

Greif neu ans Werk mit ruh'gem Feldherrnblicke,
Bis Du gelöst den geist'gen Zauberknoten,
Mach's gleich dem großen russischen Despoten,
Der also sich gerächt an Schlachtentücke:

Wo er geschlagen ward, ließ er erbauen
Zu seinem Ruhme einen Siegestempel,
Weil er von seinem Feinde siegen lernte!

Ein kampferprobtes, starkes Selbstvertrauen,
Das ist der einz'ge ungefälschte Stempel,
Dass Du auch wert der vollen Siegesernte.

Unsterblich.

Trient.

Von Ambros Mayr.

Die Erde ruht im Frost erstarrt,
Der Vögel Lied ist ausgeklungen,
Und meine Blumen licht und zart,
Sie hat der kalte Nord bezwungen.

Doch sieh, wie kühn im Ackerland
Saftgrüne Spitzen sich erheben:
Wenn alle Schönheit uns entschwand,
Das Gute hat ein ewig Leben!

Lulu.[1])

Aus dem Polnischen des Tadeusz Rittner übersetzt von Julius Twardowski.
Wien.

Es hatte sich meiner bereits eine gewisse Ungeduld bemächtigt, als ich so dasaß, in der Hand eine Nummer des „Journal amusant". vor mir eine Tasse schwarzen Kaffees. Zerstreut blickte ich durch die trüben Scheiben des Kaffeehauses, durch welche der Regentag ein noch traurigeres Aussehen bekam; ich sah auf die grauen Silhouetten der Leute, welche hastig vorbeieilten, schweigsam wie die Schatten im Hades. Ich grollte ihnen, dass sie sich gleich seelenlosen Räderchen einer Maschine drehen, bis sie sich abnützen, ohne zu wissen, wozu diese Maschine und für wen sie arbeite; ich grollte mir selbst, dass ich so viel Zeit verlor, anstatt mich so wie diese Menschen in das ruhelose Gewühl des Alltagslebens zu stürzen; ich grollte endlich meinem lieben Alfred, der mir hier, ich weiß nicht wozu, ein Rendezvous gegeben.

„Ich habe Dir etwas Wichtiges mitzutheilen!"

Sicherlich eine Lappalie, entweder schreibt er einen neuen Roman oder glaubt sich in irgendeine Cassierin verliebt zu haben.

Wuth erfasst mich. Ich schaue nach der Thür und male mir unwillkürlich aus, wie Alfred durch dieselbe hereinkommen wird. Ich sehe seinen glänzenden Cylinder, höre den Witz, mit welchem er mich begrüßt, und fühle den herculischen Druck seiner Hand.

„Bist Du da, Freundchen? Das ist nett, da gönnen wir uns einen kleinen Plausch."

Und wenn er mir das sagt, so werde ich ihn mit der finstersten Miene ansehen, die mir zugebote steht.

Guter Junge! Die Leute seines Schlages haben keinen Begriff von der Zeit. Sie halten jeden für einen Zigeuner ihresgleichen.

Ich lege mir schon eine eisige Antwort zurecht, als die Thür sich öffnet und Alfred wirklich hereinkommt, aber ein so ganz anderer, dass mir die Stimme in der Kehle stecken blieb. Bleich, mit trüben Augen suchte er mich zuerst unsteten Blicks, obwohl wir uns seit einigen Jahren an derselben Stelle zu treffen pflegten. Endlich fand er mich, winkt mir mit der Hand und nimmt schweigend platz. Den Kopf stützt er auf die Ellbogen und sieht zu Boden. Es wird mir so unbehaglich, dass ich weder zu reden noch zu fragen den Muth finde. Ich habe das Gefühl, als ob es sich diesmal wirklich um etwas Wichtiges handle. Ich fürchte ein Unglück und freue mich doch wieder auf die Erschütterung, in welche mich die erwartete Neuigkeit versetzen wird.

„Stephan!" beginnt er mit heiserer Stimme.

„Was gibt's?"

[1]) Erschienen im Krakauer „Czas" anlässlich dessen literarischer Preisausschreibung.

„Ich muss Dich um einen kleinen Freundschaftsdienst bitten, willst Du ihn mir erweisen?"

„Ich weiß ja noch nicht, was da vorgeht."

„Eine Bagatelle ..." Er stottert. Ich fühle, dass er wie ein Kind einen Anlauf nimmt zu einer Bitte, deren Erfüllung ihn schwierig dünkt. „Du musst mir — secundieren."

Alles hätte ich eher erwartet, nur das nicht.

„Du weißt, dass ich dies niemals thun werde," beginne ich nach Mentorart, „und Dich erkenne ich ja gar nicht wieder."

„Ich muss mich schlagen!"

„Niemand muss sich schlagen. Was ist eigentlich geschehen? Hat Dich irgendein Laffe beleidigt? Mit wem willst Du Dich eigentlich balgen?"

„Mit wem? Mit Miszewski ..."

Mit einem Satz war ich auf den Beinen.

„Was? Mit welchem Miszewski?"

„Wir kennen nur einen ..."

„Um Gotteswillen, mit Roman? Das ist ja Wahnsinn! Unmöglich!"

Ich sah ihn halb ungläubig an wie einen Narren. Im Gesicht hatte er rothe Flecken, seine Augen waren matt. Sollte er vielleicht ...?

„Alfred, trink ein Glas Wasser, oder lass Dir einen schwarzen Kaffee geben, oder, am besten, geh nach Hause, und schlaf Dich aus!"

Er schlug mit der Faust auf den Tisch und sah mich finster an.

„Was heißt das? Glaubst Du, ich sei betrunken?"

Ich wurde verlegen und schwieg unschlüssig.

„Worum hat es sich eigentlich gehandelt?" frage ich vorsichtig.

„Worum? Und wer ist immer die Ursache, wenn Blut fließt, wenn Freunde zu Feinden werden, Liebe zu Hass? Das Weib und wieder das Weib."

„Aber Mensch, das ist ja geradezu unmöglich! Roman vergöttert seine Frau, Verhältnisse hatte und hat er keine."

„Was thut das zur Sache? Es handelt sich hier eben um ..."

„Alfred," schreie ich, dass die Leute von den Nachbartischen herübersehen, „um sie? Um sie?"

„Ja, um Lulu!"

Die Hände sinken mir in den Schoß. Ich werde steif wie ein Stück Holz; ich glaube zu träumen. Ich betaste den Tisch, die Scheiben, höre mich hinein in das Klappern der Schalen und das Rufen der Kellner, in das Geräusch der fallenden Regentropfen, blicke hinaus in den grauen, schweren Nebel, welcher auf Gebäuden und Menschen lagert und sich mir jetzt wie Blei auf die Seele legt.

O Lulu! Wir kannten sie in unserem kleinen Kreise immer unter dem Namen „Gamin", so nennt sie ihr Gemahl, und so nennt sie sich selbst. Es gibt keinen Namen, der sie besser bezeichnen oder wenigstens den eigenthümlichen Ausdruck ihres Gesichtes treffender definieren würde,

halb das Lächeln eines ausgelassenen Gassenjungen, der stets auf neuen Ulk sinnt, halb der schon etwas blasierte Ausdruck eines ermüdeten Fants, den bereits seine eigenen Einfälle langweilen. Trotz der Eleganz, welche gleich einem starken Parfum ihre ganze Gestalt durchdringt, ist Lulu nicht comme il faut; ihre Manieren gefallen sich in einer Natürlichkeit, welche ferner stehende Leute frappiert. Wir sympathisieren mit ihr wie mit einem alten Collegen, obwohl sie manchmal stichelt und unsere Geduld auf eine harte Probe stellt. Roman liebt sie wahnsinnig, und ein wenig ist vorübergehend jeder von uns in sie verliebt, wenn sie ihre sanften Tage hat. Wir behandeln sie wie einen guten Kameraden, mit dem man aus fremden Gärten Äpfel und Rosen holt. Mit Ausnahme des einzigen Alfred, der mit ihr immer steif verkehrte ohne den geringsten wärmeren, freundschaftlichen Ton; ja er gestand uns wiederholt ganz offen, dass er sie nicht möge und nur aus Rücksicht für Roman in ihrem Hause auftrete. Dies konnte ich niemals begreifen, schon wegen Lulus origineller Schönheit nicht. Eine schlanke, geschmeidige Gestalt — ein ewig blasses Gesicht mit rosig angehauchtem, schmalem Mund; ihr Schönstes sind die Augen. Groß, geheimnisvoll, mit jederzeit wechselndem Ausdruck, stets glänzend und durch irgendetwas gefesselt. Über die Farbe stritten wir mehrmals. Ich hatte immer den Eindruck, als ob sie sich durch den Reflex der goldigen, vielmehr hellrothen Haare veränderten, welche in dichten Wellen auf den durchsichtigen Hals herabfielen. Übrigens muss man sie sehen und auf sich einwirken lassen. Ihre Haare mussten im Dunkeln Funken geben wie die einer Katze. Lulu hat etwas Katzenartiges in sich; sie kratzt nur diejenigen nicht, die ihr imponieren, oder die sie nicht mag; meinen Alfred kratzt sie nicht, da er zur letzteren Kategorie zu gehören scheint. Aber wie dieser Mensch auch mit ihr umgieng! Fast niemals streifte sie sein Blick, und wenn es geschah, so war es mit Unlust, Abneigung. So standen die Dinge vor einigen Wochen. Dann begab sich das Ehepaar Miszewski auf sein Tusculum, und Roman nahm meinen Alfred mit; entweder war dort eine Veränderung vorgegangen, oder sie spielten Komödie, wozu mir Alfred mindestens nicht geschaffen scheint.

„Könntest Du mir etwas Näheres sagen — einige Aufklärungen geben?"

„Meinetwegen, wie Du willst, obwohl das alles lächerlich dumm ist. Du denkst, Gamin ist die Frau, Roman ist ihr Gemahl, ich schlage mich mit ihm, meinem sogenannten besten Freund, der Grund ist ‚sie', also ein Roman, weiter nichts. Ich sage Dir, scheußlich dumm ist diese Deine Argumentation, und dass dennoch etwas Ähnliches geschehen, ist Zufall. Ich habe Lulu nie leiden mögen, das weißt Du. Das, was vorgefallen, ist nur ein Beweis mehr für jene Degeneration, Entartung des Geistes und der Nerven dieses merkwürdigen Geschöpfes ‚fin de siècle', welches noch immer aus Gewohnheit ‚Mensch' heißt. Wir befinden uns manchmal gleichsam in einer Nebelwelt, in welcher beunruhigende Gespenster an uns vorüberschweben. Ein solches Gespenst ist eben Lulu. Jetzt kommt es mir bisweilen vor, dass sie in Wirklichkeit gar nicht

existiert, dass sie nur die Personificierung einer unreinen, selbstmörderischen Kraft meines Geistes ist. Wenn Du wüsstest, wie wüthend ich war, als mir Miszewski jenen verhängnisvollen Vorschlag machte, mitzufahren! Alles bäumte sich in mir dawider auf, ich wehrte mich wie gegen ein Unheil, und ebendeshalb umarmte ich erfreut unsern Roman und schlug ein. Obgleich Lulu bei dieser Scene bloß stummer Zeuge war, verwünschte ich sie damals am nachdrücklichsten, ich fühlte ihren Katzenblick und stürzte fast ohne Abschied hinaus. Ich warf nur einen Blick zurück, um mich zu überzeugen, ob sie wirklich in diesem Momente jene unausstehliche Miene mache, die mir immer einen solchen Widerwillen eingeflößt. Erinnerst Du Dich noch an unseren Franzl in Göttingen?"

„Gewiss," bestätige ich, einigermaßen erstaunt über diesen Sprung, „Du hast ihn einmal unmenschlich gehauen und dann . . ."

„Und dann, als er zu heulen und stöhnen begann, habe ich ihn abgeküsst und beinahe geweint aus weibischem, kläglichem Mitleid. Jener weiche Feigling war ich immer. Siehst Du nun, diese miserable, nichtswürdige Miene des armen Franzl, über die ich stets in solche Wuth gerieth, das ist ganz derselbe Ausdruck, der das unausstehlich weiße Gesicht Lulus entstellt. Nimmt Dich das wunder? Ja, ja, ganz gewiss, ich vertraue meinen Augen und vor allem meinen Nerven . . . erinnere Dich nur, wie wir den Franzl beobachteten, als er uns die Citrone gestohlen! Nach jedem Biss freute er sich schmunzelnd auf den nächsten, und doch spürten wir selbst, wie wenig ihm das schmeckte, und wie ihm die Säure Zunge und Gaumen verbrannte. Oder wie er einmal unsere Katze quälte, eine Katze die andere. Genau so blickt Lulu, wenn sie spricht, schweigt, reizt oder beobachtet. Eine Sinnlichkeit, welche, kaum geboren, schon Übersättigung fühlt, eine kalte Brutalität und dabei ein Schatten von Neugier, ob das Opfer wohl auf den Leim gehe oder nicht. Diese Nacht habe ich theils nicht geschlafen, theils mich in Fieberträumen gemartert, in welchen mir Lulus Gesicht tausend Grimassen schnitt. Um 2 Uhr machte ich Licht und packte die Koffer; dann harrte ich von Viertelstunde zu Viertelstunde auf den Schlag der Uhr. Um 5 schlug ich Lärm im Hause, und um 8 stolperte ich schon in einer Droschke zum Bahnhof. Es war ein schöner, aber schwüler Tag, ganz Großstadtatmosphäre. Miszewskis erwarteten mich bereits auf dem Perron. Er etwas kühl, wohl infolge meines Benehmens von tagsvorher. Sie sah ich gar nicht an.

‚Fährst Du?'

‚Ja.'

‚Du bist ein wenig blass.'

‚Ich habe in der Nacht gearbeitet.'

‚Lulu ist auch nicht ganz wohl, die Arme hat gar nicht geschlafen; ich hörte, wie sie sich umherwarf.'

Was geht mich Deine Lulu an! Ich ärgerte mich schon wieder innerlich und gewann nicht einmal so viel Macht über mich, um ein

Wort des Bedauerns herauszuwürgen. Ich sah, dass sie eine Tasche trug, that aber, als ob ich nichts bemerkte. Die Stationsglocke, das Rufen und Schreien der Conducteure machten mich derart nervös, dass ich schon alles hinwerfen und Miszewskis allein lassen wollte. Dass ich dies damals nicht gethan habe, kann ich mir bis heute nicht verzeihen. Wenn es so gekommen wäre, würde mich Roman heute höchstens für einen Narren halten, worin er sich nicht einmal besonders irren und was ich ihm gern vergeben würde. So aber hält er mich für den Liebhaber seiner Frau, worin er sich theilweise irrt, und was ihn in meinen Augen arrogant erscheinen läst. Seelisch habe ich sie nicht nur niemals geliebt, sondern ihr Name allein thut mir schon wehe. Ihn jedoch lieb' ich gleich einem Bruder und möchte eher auf mich selbst schießen oder Lulu in Stücke schneiden als ein Haar seiner kecken Mähne krümmen. Ist das ein Goldmensch! Wenn bei mir ein Individuum wie ich verkehrte, sich meiner Frau gegenüber in so flegelhafter Weise benähme, würde ich ihn nicht nur nicht zu mir aufs Land bitten, sondern hätte ihn schon längst zur Thür hinausgeworfen. Und er sieht mir besorgt in die Augen wie ein Ehemann seiner hysterischen Frau, deren Ausbrüchen er gerne vorbeugen möchte. Er hatte mir bereits wieder verziehen: eigens für mich hat er ein Rauchcoupé ausgesucht, obgleich er den Cigarrenduft im Gegensatz zu seiner Frau nicht verträgt.

Ich sitze den beiden gegenüber in einem sonst leeren Waggon und kann nicht erwarten, dass der Zug aus der Halle fährt. Dieses ruhige Sitzen auf einer Stelle ist mir so furchtbar, als ob ich noch nie in meinem Leben ruhig dagesessen wäre. Um jedem Gespräch zu entgehen, schloss ich die Augen und stellte mich schläfrig. Und als der Zug ins Rollen kam, wiegten mich die rhythmischen Bewegungen des Wagens nach einiger Zeit wirklich in einen mehrstündigen Schlaf. Nachher fühlte ich mich ernüchtert und leicht.

Als wir ein paar Minuten später in dem schattigen Garten saßen, der die Miszewski'sche Villa umgibt und hauptsächlich von prächtigen schlanken Nadelbäumen gebildet wird, deren Wipfel die eben untergehende Sonne leicht vergoldete, war mir so wohlig zumuthe, fühlte ich mich wie durch ein narkotisches Mittel so angeregt, dass ich Dir dies gar nicht zu beschreiben vermag. Dieser frische, duftige Hauch der Natur kühlte mich entnervten fin de siècle-Städter, wie eine weiche Frauenhand die schmerzvolle Glut von der Stirne scheucht. Am Abend tritt die Natur in der ganzen Reinheit ihrer Formen und Linien auf. Während sich bei Tage zwischen sie und uns ein nebliges Etwas schiebt, welches ihre zarteren Einzelheiten und Schatten zerstreut und verwischt, während wir bei Tage gezwungen sind, anstatt uns an ihr zu erfreuen, eine untergeordnete, ermüdende Rolle zu spielen, tritt sie zu dieser Stunde vor uns hin wie eine reine Thräne; wir sehen ihr mit Wonne ins Auge, ohne mit der Wimper zu zucken. So erschien mir dies und alles andere, auch ich selbst und die beiden Menschen, mit welchen mich das Schicksal zusammengeführt. Wir sprachen in dem gedämpften Tone, welchen jene

Stimmung und jene gewisse Vertraulichkeit mit sich bringen; auch mit Lulu sprach ich zum erstenmale etwas ungezwungener, zum erstenmale empfand ich in ihr die Frau meines Freundes. Es umgab uns ein geheimnisvolles Flüstern; aus den duftigen Gefilden der Gräser und Gesträuche ließen sich Stimmen und Stimmchen vernehmen, machte sich ein zweites Leben bemerkbar, dessen zartes Echo in dem herniedersinkenden Abenddunkel zerflosss. Kräftiger Jasminduft strömte auf diese Ausnahmsstimmung ein, die uns gefangen hielt, und verlieh ihr den Grundton. Auch das Weib wirkt ganz anders, wenn man es unter dem Einflusse eines intensiven Duftes betrachtet. Die Empfindung dieses Duftes ist oft für ewige Zeiten unzertrennlich von der Vorstellung ihrer Persönlichkeit. Lulu erschien mir so ganz anders, jasminartig. Man brachte eine Lampe, Erfrischungen und Wein. Nachtfalter bildeten im röthlichen Scheine des Lampenschirmes eine blutfarbene Wolke um das Licht. Neben uns thürmten sich dunkelgrüne Laubwände, ein Lüftchen spielte mit dem rosigen Rauch unserer Cigaretten und entführte ihn zur Höhe, wo sich der schwarze Raum weitete und silberne Sterne blinzelten. Der Wein erhitzte mir das Blut in den Adern, den Gedanken im Hirn. Ich befand mich in jenem Zustande der Anregung, wo sich der Mensch unendlich groß vorkommt; in der alltäglichsten Idee sieht er eine Offenbarung, und jede Kleinigkeit gibt ihm Anlass zur Begeisterung. Ich kann mich nicht erinnern, mich je in einem solchen Stadium der Lebensfreudigkeit befunden zu haben; ich sprach über alles, indem ich mit den kühnsten Gesichtspunkten nur so herumwarf, und wie der Wein stachelte mich die offenkundige Aufmerksamkeit, mit der mir meine Zuhörer folgten. Roman war außer sich vor Freude, dass ich endlich eine bessere Laune an den Tag zu legen geruhte, und war wie gewöhnlich über jedes meiner Worte entzückt. Hauptsächlich aber wandte ich mich an Lulu, welche mir damals geradezu als eine andere Person vorkam. Ich ließ sie diesmal ohne Reflexion auf mich einwirken, wie man an einer Rose riecht oder Frühlingsduft einathmet. Sie schien mir ungemein intelligent, als sie so meinen Weisheiten lauschte. Das Köpfchen hatte sie in ihre weiße Hand gestützt und sah in mich hinein wie in ein Bild, neugierig und mit Interesse, den Mund leise geöffnet. Du kannst Dir vorstellen, wie ihre goldigen Haare in dem rothen Lichtschein spielten, der ihre ganze Gestalt umfloss. Mysticismus und doch wieder heiße irdische Sinnlichkeit verschmolzen in dieser Erscheinung zu etwas, das kräftig und hinreißend war!

Roman gab mit einem Blick auf die Uhr das Zeichen zum Auseinandergehen. Ungern erhob ich mich; ich konnte mich nicht von dieser Stimmung trennen, von diesem süßen Seelenzustande, dessen unwiederbringliches Entschwinden ich fühlte und ebendeshalb in unnatürlicher Weise fortspinnen wollte. Mein ‚Gutenacht' muss geklungen haben gleich einer Klage nach dem verlorenen Paradies. Ich drückte Roman die Hand, und als die Reihe an Lulu kam, tauchte ich meinen Blick so tief in ihr Auge wie ein Schatzgräber den seinen in den Schoß der Erde. Und wenn mich auch kein Schatz beglückte, fiel mir doch ein eigenthümlicher Ausdruck ihres

etwas ermüdeten Gesichtchens auf, etwas wie ein Reflex von Freude, vermischt mit Schwanken und Unsicherheit. Wir wandten uns dem Hause zu. Ein Händedruck, und ich fand mich in meinem Zimmer, wohin noch das Geräusch verhallender Schritte und das Geflüster verstummender Worte drang.

Gewiss sprechen sie von mir und wundern sich, dass ich heute anders war als sonst.

Ich fühlte eine große Unruhe und Nervenverstimmung; ich hatte heute zu viele gesellschaftliche Raketen abgebrannt. Zum Schlafen bin ich vollkommen unfähig; ich möchte etwas unternehmen, mich mit etwas beschäftigen, reiten oder Clavier spielen, singen, noch länger in Gesellschaft bleiben, die ganze Nacht über, in Unendlichkeit. Ohne ans Niederlegen auch nur zu denken, hatte ich mich dem Fenster genähert und sah hinaus. Der Mond stand bereits hoch, deckte die Schöpfung mit einem kühlen überirdischen Schleier, nahm die Farben des Lichtes und Lebens hinweg und spendete silbernen Frieden und Stille — alles ruht. Die Bäume neigen einander ihre bleichen Häupter zu, die Blumenkelche vereinigen ihre Liebesseufzer. Ich will hingehen und mich an dieser Ruhe berauschen, eintreten in diese Versammlung der Schlafenden, vielleicht wird auch mich diese allumfassende Stille in ihre Arme nehmen.

Leise gleite ich hinaus, vorsichtig drehe ich den Schlüssel im Schloss und schreite über den schimmernden Teppich, behutsam, in scheuer Andacht. Ich muss jetzt wohl selbst so bleich aussehen und ein Theilchen dieses silbernen Lichtes bilden und mich gehaben wie alles um mich her. Halb Nachtwandler, halb friedensuchender Geist. Ein weißes Lichtbündel, das vor meinem Schatten einherflieht und sich zwischen den grünen Mauern dahinzieht, dient mir gleich einem Irrlicht als Wanderziel. Auf einmal glaube ich zu sehen, wie sich der weiße Nebel zu verdichten beginnt. Ich empfange den Eindruck von etwas Realem, ich weiß immer untrüglicher, dass ich mit meinen Sinnen dieses Stück Nebel umfasse. In der That eine menschliche Gestalt. Ich vernehme Schritte und neben dem Athem des Windes das Rauschen eines Frauenkleides. Auf dem Haupte des näher kommenden Schattens glänzt Gold, das, in wirre Fäden zerfließend, die silberne Gestalt umspielt.

Lulu! . . .

Bei meinem Anblicke bleibt sie wie gemeißelt stehen.

‚Du bist's?' fragt sie mit gedämpfter, so farbloser Stimme, dass ich nicht weiß, ob sich das ‚Du' auf ihren Mann beziehen soll, für den sie mich hält, oder vielleicht . . .

‚Nein, ich bin's!'

Hierauf ein Lachen wie von tausend Kobolden. Lulu presst ihr Tuch vor den Mund und lacht leise, lacht fast convulsivisch.

‚Nein, ich bin's!' wiederholt sie ironisch und lächelt mir gerade ins Gesicht. ‚Ich weiß.'

Was heißt das, was weiß sie?

‚Nicht wahr,' flüstert sie, ‚man hat es gehört, wie ich aus dem Hause gieng?'

Ich weiß nicht, was ich davon halten solle; ich will mich entschuldigen, will . . .

‚Pst,' droht sie, den Finger auf die Lippen drückend, ‚schon gut, gute Nacht, gu—te — Nacht!'

Und sie verschwindet wie ein Schatten im Hause, und ich zerbreche mir den Kopf darüber, ob ich träume, ob ich vielleicht schon lange im Bette liege, oder ob mir wirklich solche alberne, unerklärliche Dinge zugestoßen. Ich bin mit einemmale vollständig nüchtern, die Unruhe ist dahin und den Gedanken über dieses Räthsel gewichen, das mein ganzes Hirn erfüllt. Ich gehe zu Bette, und im Entkleiden wiederhole ich mechanisch die soeben gehörten Worte. Plötzlich schießt mir ein Blitz durch den Kopf: sie glaubt, dass ich ihr absichtlich in den Garten nachgeeilt sei, dass ich sie allein treffen wollte, dass ich sie liebe, dass . . . ich zuckte vor Wuth und Schrecken zusammen. Aber das wäre ja von ihrer Seite ungeschickt, verrückt. Sie weiß, dass ich sie nie leiden mochte, dass ich sie mied, wo ich nur konnte, dass meine Gleichgiltigkeit bisweilen in absichtliche Beleidigung übergieng. Aber gerade deshalb, sagt mir darauf eine zweite innere Stimme, hat sie gemeint, dass Deine unnatürliche, ihr unverständliche Steifheit einfach ein Reactionsmittel gegen Deine Dich umstrickende Leidenschaft sei. In ihrem kindischen Selbstbewusstsein, ihrer grenzenlosen Eitelkeit vermuthet sie, umschwärmt von huldigenden Freunden, sogar dort wilde Liebe, wo Hass ihr drohend die Zähne entgegenfletscht. Und dazu mein heutiges Benehmen, hervorgerufen durch eine Augenblicksstimmung! Jetzt erst verstand ich den triumphierenden Ausdruck in ihren Zügen, einen Ausdruck kindischer Freude. Auf einen vorübergehenden Reiz folgt bei mir morgen wie gewöhnlich eine furchtbare Abspannung, und dann werde ich sie nicht mehr so geduldig ertragen, der Hass gegen Lulu wird mich wieder erfassen, und das Verweilen mit ihr unter einem Dach wird mir umso größere Qualen bereiten, als ihr Verdacht auf mir lastet.

Das Gescheiteste wäre wohl, gleich morgen mit Anbruch des Tages abzureisen, überlege ich und ziehe mir die Decke über die Ohren. Und doch wäre just das die größte Ungeschicklichkeit, eine stillschweigende Bekräftigung der Vermuthungen, welche ihr überspanntes Hirn kreuzen. Ich muss also bleiben, koste mich das, was es wolle. Dieser unangenehme Gedanke schläferte mich mit seiner ermüdenden Bitterkeit ein, wie mir andererseits eine angenehme Aufregung den Schlaf zu verscheuchen pflegt. Ich wünschte mir jenes unerträgliche ‚Morgen' in weitester Ferne, und dies Verlangen ließ gerade die Scheidewand schwinden, welche mich noch vom Tagesanbruch trennte und Vergessen dem matten Geist und den schmerzenden Nerven spendete. Ich schlief ein.

Als ich in der Früh erwachte, hatte ich ein Unbehagen, ähnlich jenem nach einer durchschwärmten Nacht. Ich lief möglichst bald aus dem Hause, ohne jemand gesehen zu haben; in einer Bauernhütte nahm ich

ein Glas Milch und brachte einige Stunden ohne Ziel und Plan in Wald und Wiesen zu. Erst zu Mittag kehrte ich heim. Meine Mattigkeit erleichterte mir meine unangenehme Lage. Lulu benahm sich mir gegenüber wie sonst immer, aber ich fühlte, dass sie mich fort und fort beobachtet, dass sie mich festhält und nicht loslässt. Du glaubst nicht, wie mich das folterte.

So wie diesen Tag verlebte ich noch eine ganze Reihe von folgenden. In der Früh lief ich immer fort; beim Mittagstisch und dann bis zum Abend weidete sich Gamin an meinen Qualen, ohne zu sprechen und anscheinend ganz unbefangen, ganz nach ihrer Katzenart. Ich war überzeugt, dass sie zwischen uns ein stillschweigend geschlossenes Bündnis vermuthet, ja es als bestehend betrachtet und sich gleich mir vor ihrem Manne zu einer Komödie zwingt. Und gerade letzteres erfüllte mich angesichts dieses idealen und in der Welt einzigen Ehemannes mit Empörung. Trotzdem gieng mit mir etwas Eigenes vor. Glaubst Du, dass Lulu auf mich eine Suggestion ausübte? Indem sie mir mit ihrem Blicke und tausenderlei undefinierbaren Nuancen ihres Verhaltens einredete, dass ich in sie verliebt sei, nöthigte sie mich gleichsam, vor ihr eine Komödie der Gegenseitigkeit aufzuführen und die Rolle eines Liebhabers zu spielen. Das klingt eigentlich unglaublich, und doch habe ich schon mehrmals solche psychologische Paradoxen studiert. Indem man reizbaren und für äußere Eindrücke empfänglichen Personen — und wer wäre dies heute nicht — gewisse Gefühle einredet, zwingt man sie, gegen ihren eigenen Willen Komödie zu spielen. Sie wollte mich so oder anders haben oder sah in mir einen ganz anderen Menschen, hielt mich für jemand, der sie sinnlos liebte: und so trieb mich irgendeine blöde Lust, mich vor ihr auch so zu zeigen, die Rolle eines solchen Menschen zu übernehmen, obwohl ich in Wirklichkeit eher alles andere bin. Ich begann langsam, sie verstohlen anzublicken, scheinbare Seufzer zu unterdrücken und, wenn sie mir die Hand reichte, dieselbe heiß zu pressen. Und niemals habe ich sie so gründlich gehasst.

Wenn ich mit der Miene eines Liebeskranken in ihre Chamäleonaugen sah, hielt ich mich für fähig, sie mit meinem Hass zu zermalmen; wenn ich ihr Blumen gab, musste ich mich gewaltsam zusammennehmen, um sie nicht brutal zu zerdrücken und zu tödten . . . bisweilen fühlte ich, wie mir die Sinne schwanden.

Früh morgens, wenn Miszewskis noch schliefen und ich einsam umherstreifen konnte, genoss ich meine liebsten, einzig freien und ruhigen Stunden. Aber auch diese missgönnte mir offenbar mein Quälgeist. Eines Abends bat mich Roman — jedenfalls über Anstiften Lulus — mit seiner derben Herzlichkeit, auf meine Wanderungen hie und da seinen armen Gamin mitzunehmen.

‚Die Arme hat Luft und Wärme so nöthig. Schau' nur den kleinen Spatzen an, er hüpft wohl und schüttelt seine Federn, sieht aber desperat aus!' Er würde sie schon selbst spazieren führen, in der Früh jedoch fällt ihm das Aufstehen schwer, dann kommen die Zeitungen und Acten, und um die Mittagsstunde ist es ihm zu heiß. ‚Übrigens geht sie

mit Dir lieber,' setzte er scherzend hinzu. ‚Soweit ich bemerke, vertragt Ihr Euch ja jetzt ganz gut.'

Er kam mir damals schrecklich dumm vor, und ich hatte nicht übel Lust, ihn ordentlich bei den Haaren zu nehmen. Aber wenn ich mich auch hätte wehren wollen, eine glaubwürdige Ausrede wäre mir kaum zugebote gestanden. Meinetwegen — mag mich Lulu mit ihrer Person zu Tod quälen — ist mir alles eins.

‚Vielleicht gleich morgen.'

‚Gut — einverstanden, gleich morgen.'

Ade, goldene Freiheit! Eine Woche ertrag' ich's vielleicht, dann reiß' ich aus, und die sehen mich nicht wieder.

Am nächsten Tage in der Früh erwartete mich Lulu bereits im Garten, ganz munter, lächelnd und doch wie immer blass, in einem weißen Moirékleid mit hellgrünen Puffärmeln, was mit ihrem rothen Haar zu einer charakteristischen Wirkung verschmolz. Ihre Augen — ich kann mir nicht helfen — sind die einer Katze, gelbgrün; so stelle ich mir dieses Weib immer vor.

‚Sehen Sie, heute bin ich früher fertig als sogar Sie!'

‚Stimmt,' bestätige ich gleichgiltig.

‚Wir gehen zur Rothen Wand.'

‚Das wird für Sie etwas zu beschwerlich sein.'

‚Thut nichts.'

‚Gut, meine Schuld wird's nicht sein, wenn Sie müde werden.'

Wir gehen. Die Sonne beginnt bald zu brennen, und ich ertrage alles eher als Sonnenglut; ich bin auch wild wie hundert Teufel.

‚Ich ziehe etwas am Kleid mit,' klagt nach einer Weile Lulu.

‚So? — Unmöglich . . .'

‚Nun, so bücken Sie sich doch gefälligst, und machen Sie dieses Unkraut oder diese Dornen los!'

Ich bücke mich, indem ich daran denke, dass die Feuerprobe wohl schon beginne. Vor meinen Augen steht der dumme Romanliebhaber. Natürlich, dieses Losmachen des Gestrüpps vom Kleid soll mir ein ungeheueres Vergnügen bereiten, ich soll wohl vom ‚Duft ihres Körpers' berauscht werden. Unmerklich gerathe ich wieder in meine Zwangskomödie, ich sage ihr abgenützte Complimente, lasse abgerissene Worte fallen, und das kostet mich mehr als je.

Die Sonne glüht immer stärker. Ich laufe, um schnell an das Ziel zu gelangen und mir die Qual zu verkürzen. Der Weg führt bergauf; ich sehe, dass Lulu ermüdet ist, nicht roth, aber blässer als sonst; wenn sie mich nicht langsamer gehen heißt, so geschieht es nur deshalb, weil sie für meine albernen Bemerkungen mehr Sinn hat als für alles andere. Wir steigen fortwährend über Gestein; neben uns liegen ungeheuere Blöcke, braune und graue, schwarze und rothe. Wenn ich allein wäre, würde ich sicherlich an diesem steinernen Meer großen Gefallen finden; jetzt habe ich nur den Eindruck, als ob jeder der Blöcke mich

mit seiner Last niederdrücke und mit der Glut, die von ihm ausstrahlt, versenge. Wir betreten einen breiten und bequemen, doch steilen Weg, welcher schroff oberhalb der ‚Rothen Wand' hinanführt, eines Felsens, der von seiner Ziegelfarbe den Namen erhalten. An seinem Fuße gähnt ein Abgrund. Nirgends ein frischer, saftiger Farbenton, kein Grashalm, nur Gestein, aber dieses spielt eine Scala von Farben und Nuancen. Lulu greift sich an die Brust und steht.

‚Ich kann nicht mehr ... halten wir!'

‚Sehen Sie!'

‚Was wollen Sie denn? Wir sind ja auf der Rothen Wand.'

Lieber wäre ich in der Hölle, meine Liebe! denke ich mir, als hier mit Dir inmitten dieser Trümmer, die mich ebenso drücken wie Deine Gegenwart! Fast fühle ich selbst das Stechen in der Brust, das sie haben muss. Ihre Augen blicken matt, und der kleine Mund öffnet sich mühsam zu einem tiefen Athemzug. Und doch habe ich kein Mitleid. Ich weiß, ich bin furchtbar; ich weiß, dass sie durch meine Schuld so müde geworden; sie kann sich eine Krankheit holen, da ja alles an ihr, wenn auch nicht in ihr so zart ist. Triumphiert sie denn nicht? Freut sie sich nicht, dass sie mich besiegt, glaubt sie nicht, dass ich schon zu ihren Füßen liege und sie mich treten könne? Weibliche Eitelkeit in ihrer widerlichsten Form: sie liebt mich nicht, aber vergeht vor Glück, dass ich sie wahnsinnig zu lieben scheine. Körperlich wenigstens soll sie leiden, auch sterben! Wenn ich in ihr Antlitz blicke, lässt der Hass nicht einen Funken Mitleid aufkommen.

Gamin! Du spielst mit mir, Du unterschätzest mich, glaubst, ich sei eine Puppe, ich aber bin ein stolzer Mann, ja ein Mann, der Dich zerdrücken kann, sogar moralisch zerdrücken! Warte! Mit einem Worte werde ich Dich blutig geißeln, wenn mein Wille erlahmt und der Hass die Oberhand gewinnt über die erzwungene ritterliche Höflichkeit! O diese Sonne! Ihre Glut benimmt mir den letzten Rest an Willenskraft ...

Sie nimmt eine weiße Rose aus ihrem Mieder und tändelt mit ihr, über den Abgrund geneigt, sie lächelt dabei kaum merklich. Die Blume gleitet zwischen ihren durchsichtigen Fingern hin und her ... ihre Blätter erzittern ... sie verliert den Halt ... fällt gleich einer Schneeflocke und bleibt einige Fuß tiefer an einem vorstehenden Felsenriff hangen.

‚Oh, schauen Sie nur!' ruft sie wie erschrocken, ‚ich habe meine Rose verloren, ich habe meine Rose nicht mehr!'

‚Schreckliches Unglück!'

‚Wissen Sie,' spricht sie weiter mit bebender Stimme, ‚was ein Ritter thut, wenn seine Dame ihre Lieblingsblume verliert?'

‚Zum Glück bin ich nicht der Ritter,' zische ich gereizt. In ihren Zügen malt sich bloß Staunen; sie begreift mich noch nicht. Das bringt mich zur Wuth, in einen Zornesrausch; ich fühle es, der Damm ist geborsten, etwas Schreckliches geht mit mir vor, das Blut drängt sich mir zu Kopfe.

Furchtbare, unglaubliche Worte, beleidigende Worte kamen gleich einem Orkan von meinen bebenden Lippen; ich vergesse, dass ich zu einem Weibe spreche, ich vergesse, dass ich überhaupt zu jemand spreche; wonnevoll berausche ich mich an meinem eigenen Unmuth, und diese Wonne raubt mir fast die Sinne. Ich war zu Ende, ich hatte alles herausgesagt und zittere noch wie ein entkräfteter Sybarit nach einer tollen Orgie. Jetzt will ich meine Augen an meinem Werke weiden. Doch als ich sie anblickte, fühlte ich ein Messer tief in meinem Herzen.

Stephan, sieh, noch jetzt weine ich, schluchze ich gleich einem Kinde, wenn ich mir diesen furchtbaren Ausdruck ihres Gesichtes ins Gedächtnis rufe! Sie war wie erstorben, ihre Augen wie auf ewig erloschen; aus ihren Zügen war jene stets unruhige, suchende Hast entschwunden, so wie die Leidenschaft in der eisigen Umarmung des Todes erkaltet; ihre Lippen erschienen bleich, convulsivisch zusammengepresst, über ihre Wangen flossen große Thränen. Wie früher der Zorn, so riss mich jetzt das Mitleid — was sage ich, mehr als Mitleid — gewaltsam hin, eine verzweifelte Anziehungskraft zog mich zu dem Gegenstande dieses Mitleids.

‚Lulu,' ich fasse ihre Hände, kniee zu ihren Füßen, küsse dieselben, ‚Lulu, zertritt mich, stoße mich von diesem Felsen, hörst Du, ich bin Dein Sclave, liebe Dich wahnsinnig ... nur Dich allein, erwache doch, Du Süße, sieh mich an ... Gott, mein Gott!' Ich weinte wie ein Kind, als ich sie immer wieder stürmisch an meine Brust drückte. ‚Lulu, sieh mich an', raune ich leidenschaftlich, ihr Köpfchen in meinen Händen haltend, ‚ich weiß schon, was der Ritter thut! Du meine süße, theuerste Herrin, ich weiß, was der Ritter thut!'

Wie ein schwankender Nachtwandler gleite ich über das scharfe Gestein, umfasse den Felsen, ohne den Tod zu gewahren, der auf mich lauert. Ein Engel muss mich damals beschützt haben, ich reiße mir die Hand blutig, aber ich habe sie ... jedes einzelne Blatt küsse ich: ‚Schau', sie ist da ... Du siehst, ich bringe sie Dir ... Deine Rose!' Ihre Züge beginnen sich zu verändern, sie kämpft ihre Bestürzung nieder; doch bald bricht ein Lächeln durch ihre Thränen. Das ist die alte Lulu. Noch unfähig zu sprechen, ergreift sie nur meine beiden Hände und küsst das warme Blut weg. Als ich sie lächeln sehe, ist mein Mitleid unwiederbringlich dahin, aber ein schönes Weib umarmt man nicht ungestraft, besonders wenn man es hasst. Du weißt nicht, Stephan, wie in solchen Augenblicken, wenn das Fleisch die Seele besiegt und sich an allen Seelenregungen rächt, gerade das, was uns quält, uns eine raffinierte Lust bereitet! Mit Leidenschaft küsste ich diese Augen, in die ich ohne seelisches Weh nicht zu blicken vermochte, trank ich Honig von den Lippen, deren Anblick mich mit Bitterkeit erfüllte! Trunken und betäubt kehrte ich mit ihr nach Hause zurück.

Was soll ich Dir mehr sagen? Roman traf mich abends an derselben Stelle, wo wir jenen ersten Abend verbracht, zu den Füßen seiner Frau.

Und nun lebe wohl! Jetzt weißt Du ja alles. Ich hatte Dich gebeten, mir zu secundieren, Du schlägst mir ab. Ich werde jemand andern finden . . . lebe wohl! Falls mich Roman tödten sollte, so sage ihm, dass ich ihm dafür sehr dankbar bin, und dass ich ihn wie einen Bruder geliebt und nur einen Menschen gehasst habe: seine Frau . . . Lulu!"

Für die Redaction verantwortlich: Eduard Kotek.
K. u. k. Hofbuchdruckerei Carl Fromme in Wien.